

2 € davon 1 €
für den/die
Verkäufer/in

Bitte kaufen
Sie nur bei
AUGUSTIN-
KolporteurInnen,
die sichtbar
ihren Ausweis
tragen!

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

AUGUSTIN

www.augustin.or.at

NUMMER 274 5. 5. 10 – 18. 5. 10

19. 5. im Flex : Stimmgewitter & Seven Sioux

Schmankerl der Schöpfung



BEIGELEGT:



die ZEITUNG der ALTEN SCHMIEDE

Wir meinen es gebrochen ernst ...

Vielleicht können Sie sich an die Cover-Illustration der vorvorigen Nummer erinnern. «Fat Princess», die superdicke, weil gemästete Prinzessin, ist Figur eines von einer Amerikanerin entwickelten Strategy Video Games, das als Gegenmodell zu den maskulinen, an Killerinstinkte rührenden Military-Spielen konzipiert war. Aber ist nicht auch das Mästen eines Menschen (spielimmanent verfolgt dieses den Zweck, die Flucht der Prinzessin aus der Gefangenschaft zu erschweren) eine brutale Handlung? Und warum muss die Prinzessin nackt sein? Weil man im Kampf der Waren, in dem das Prinzip «sex sells» gilt, Eyecatcher braucht? Rund um die Figur der Fat Princess ist in den USA unter bewegten Frauen Streit entstanden. Die einen werfen seiner Erfinderin die Verinnerlichung des patriarchalen Frauenhasses vor. Die anderen amüsieren sich. Die Angelegenheit war also ausreichend uneindeutig. Die Redaktion, journalistischen

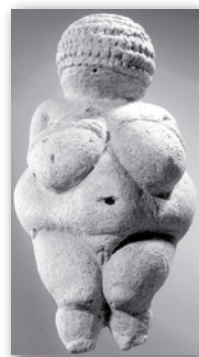
Gratwanderungen immer zugeneigt, entschied sich vor allem aus diesem Grund für dieses Cover. Es sollte auf den Beitrag unserer Mitarbeiterin Ute Mörtl über die neugegründete Fraueninitiative «ARGE Dicke Weiber» hinweisen. Die uns bekannte US-Kontroverse ließ uns hoffen, dass die Figur auch unter Augustin-LeserInnen als Provokation, im guten oder schlechten Sinn, fungieren könnte. Die große Aufregung blieb aus – nur Aktivistinnen der ARGE Dicke Weiber sahen den Augustin auf das sexistische Niveau der «Kronen Zeitung» gesunken (siehe ihr Statement auf Seite 3). In der folgenden Diskussion in der Augustin-Redaktion fiel seitens der ARGE-Delegation der Vorschlag, wir hätten besser die Venus von Willendorf zur Coverfrau machen sollen – das hätten sie akzeptiert. Als ob nicht auch die Abbildung dieser berühmtesten österreichischen Nackten aus der Steinzeit ambivalent wäre, als ob es nicht ganz auf die Zusammenhänge ankäme, in die das Bild gestellt wird. Als das Naturhistorische Museum im Jahr 2008 für ihre Venus-Ausstellung warb, stellte

«diestandard.at» fest, dass «eine der ältesten Frauendarstellungen der Welt von voyeuristischen Dummköpfen auf das Gemeinste entweiht wird (...) Den halben Sommer über war sie zu sehen. Und leider nicht zu übersehen. Großflächig an jeder Ecke Wiens plakatiert. Seziert. Zersplittert in die für einen weiblichen Körper als maßgeblich erachteten Teile. Brüste, Bauch, Vulva, Po. In Großaufnahme.» Fat woman aus der Wachau, nackt wie Granit, auf einem Augustincover: welche Reaktionen hätte diese Wahl ausgelöst? Wir haben den Aktivistinnen der ARGE Dicke Weiber gesagt, ihre mutige Selbstbezeichnung habe uns auf einen selbstironischen Stil schließen lassen. «Damit wir über uns lachen können, dazu gibt es uns erst zu kurz», lautete die verneinende Antwort. Für uns ist nachvollziehbar, dass das Augustin-Cover von manchen als Bedienen voyeuristischer Neigungen und als Bestätigung des «Sollen-sie-doch-weniger-essen»-Klischees wahrgenommen wird. Die Persiflage ist, wie die Selbstironie, immer am Grat zuhause. Eine Menge Zuspruch, den wir ernten, bezieht sich auf die gebrochene Ernsthaftigkeit unseres Journalismus. Nicht immer brechen wir sie auf die feinste Art.

R. S.



Fat Princess auf dem Augustin-Cover: Sexismus pur?



Viel zu dick, viel zu nackt: ein Fall für Voyeuristen?

Vereinsmeierey

Herausgeber und Medieninhaber:
Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der Straßenzzeitung Augustin.
Vereinsitz: 1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31

Internet:
www.augustin.or.at
updating: Angela Traußnig, Claudia Poppe

Vertrieb und soziale Arbeit:
Mehmet Emir, Andreas Hennefeld, Sonja Hopfgartner, Riki Parzer
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-33
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion:
Karl Berger, Gerda Kolb, Mario Lang (DW: 13), Reinhold Schachner (DW: 12), Robert Sommer (DW: 11), Angela Traußnig (DW: 10)
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-30
redaktion@augustin.or.at

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
COVER: Mario Lang. FOTOS: Benjamin Breitegger, Mehmet Emir, Dagmar Haier, Niko Katsivelaris. ILLUSTRATIONEN: Anton Blitzstein, Thomas Kriebaum, Carla Müller, Richard Schuberth, Magdalena Steiner. TEXTE: Hannes Gaisberger, Iris Gerber, Hans Göttel, Gottfried, Sonja Fercher, Dagmar Haier, Hömal, Petra Hofwimmer, Jella Jost, Niko Katsivelaris, Rainer Krispel, Jakob Lediger, Rudi Lehner, Clemens Marschall, Uwe Mauch, Helmut Neundlinger, Harald Pesata, Erwin Riess, Martin Schenk, Dora Schimanko, Richard Schuberth, Ingrid Thurner. LEKTORAT: Richard Schuberth

Strawanzerin:
Verantwortlich: Claudia Poppe
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
strawanzerin@augustin.or.at

Radio Augustin
Verantwortlich: Aurelia Wusch
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-14
radio@augustin.or.at

TV Augustin
Verantwortlich: Christina Steinle
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-15
tv@augustin.or.at

Insertate (KEINE Kleinanzeigen! Für Gratis-Wortanzeigen siehe Hinweis auf Seite 20):
Gerda Kolb
Tel.: 0 699 19 42 15 92
insertate@augustin.or.at

Druck:
Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
1032 Wien, Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:
AUGUSTIN erscheint jeden 2. Mittwoch
Auflage dieser Nummer: 32.000

Mitglied des International Network of Street Papers

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen

PSK, Blz 60.000, Nr. 92 051 517
Bawag, Blz 14.000, Nr. 05 010 666 211



Die Nazis haben mehr als das Rauch verboten

Betrifft.: Gottfrieds Tagebuch der Ausgabe Nr. 272

Ich finde Gottfrieds Beiträge meist recht unterhaltsam, aber nicht, was er da in der Nr. 272 «verzapfte»: Das «totale Rauchverbot» erinnere ihn an die NS-Zeit – die Menschen damals wären selig gewesen, wenn's nur ums Rauchen gegangen wäre! Die Raucher bejammern laut, dass das Rauchverbot (von total kann ja wowieso keine Rede sein) eine Einschränkung ihrer persönlichen Freiheit sei. Die anderen Einschränkungen derselben scheinen auf viel weniger lautstarke und anhaltende Kritik zu stoßen – der freie Zugang zu einer erträglichen und angemessen bezahlten Arbeit, zu erschwinglichen menschenwürdigen Wohnungen, gesunden und bezahlbaren Lebensmitteln, der Möglichkeit zur freien Meinungsäußerung und Einflußnahme auf die Politik (außer das armselige Kreuzerl alle 4 bis 5 Jahre) u.v.m. Wirtschaft und Politik freuen sich: solange die von ihnen zugerichteten Konsumtrottel sich am Glühmängel und einer Bierflasche anhalten können, scheint ihre Welt halbwegs in Ordnung zu sein – na dann..!

y.canal, E-Mail

Eine Frage des Humors

Zum ihre Meinung nach «sexistischen Titelblatt» der Nr. 272 ersuchte uns die ARGE Dicke Weiber um Veröffentlichung folgender Stellungnahme:

Mit Aussagen wie: «Das ist ja nur deine subjektive Meinung!» oder «Du hast einfach keinen Humor!» kann so ziemlich jede Auseinandersetzung im Keim erstickt werden. Dass das Gespräch zwischen der ARGE Dicke Weiber und dem Augustin am 22. April mit genau diesen Worten begann, war also eine denkbar schlechte Voraussetzung. Leider wurden unsere Einwände gegen das diskriminierende und sexistische Titelbild auch nach zwei Stunden nicht ernst genommen und mit unserer Humorlosigkeit abgetan.

Die Vorgeschichte: Die ARGE Dicke Weiber gab der freien Journalistin Ute Mörtl ein Interview. Als Illustration sollten Fotos von der FrauenLesbenDemo am 8. März dienen. Diese waren nicht für ein Titelbild geeignet, deshalb entschieden sich die Augustinredakteure ohne Rücksprache und Einverständnis für Comiczeichnungen aus dem Videospiel «Fat Princess».

Wenn gesellschaftliche Diskriminierung aufgrund des Gewichts vor allem Frauen in tiefe Depressionen bis hin zur Selbstmordgefährdung stürzt, gibt es nichts zu lachen. Wenn sich Frauen, die sich mit erfolglosen Diäten quälen, als Versagerinnen fühlen, ihr ganzes Leben als totalen Fehlschlag in Frage stellen und lieber tot als dick sein

wollen, ist Humor in keinsten Weise angebracht. Trotzdem wiesen die Vertreter der Redaktion wiederholt darauf hin, dass es sich um eine Persiflage handle. Das klare «Nein!», auf die Frage ob sie bei Artikeln über MigrantInnen oder JüdInnen auch eine Darstellung, die in parodierender Weise Körpermerkmale betont, verwenden würden, sprach Bände. Warum dann bei dicken Frauen? Schweigen!!!

Als wir in der Rede für den 8. März sagten: «Niemand regt sich auf, wenn Dicke verspottet werden. Niemand hinterfragt dickenfeindliche Äußerungen und Witze», war uns nicht klar, wie punktgenau wir damit ins Schwarze treffen würden. Selbst bei einem Medium wie dem Augustin, dessen Programm das Anschreiben gegen Diskriminierung ist. Leider waren die Redakteure nur kurzfristig bereit, einen Fehler einzugestehen, schon gar nicht sich zu entschuldigen, sondern beharrten auf ihrem Standpunkt, dass das Bild lustig und provokant sei. Lustig? Provokant? NEIN!

Auch die Tatsache des Sexismus wurde abgetan. Zeigt doch jedes Augustin-Titelblatt fast unbekleidete Frauen, oder?

Das Spiel «Fat Princess», aus dem die Zeichnung stammt, wurde uns von den Redakteuren als lustiger Gegenpol zu all den gewalttätigen Videospielen geschildert. Das noch dazu von einer Frau entwickelt worden war. Allerdings gaben sie zu, es selbst nicht zu kennen. Liebe Herren Redakteure, bitte recherchiert zumindest ansatzweise das Material, das ihr verwendet. Es dauert

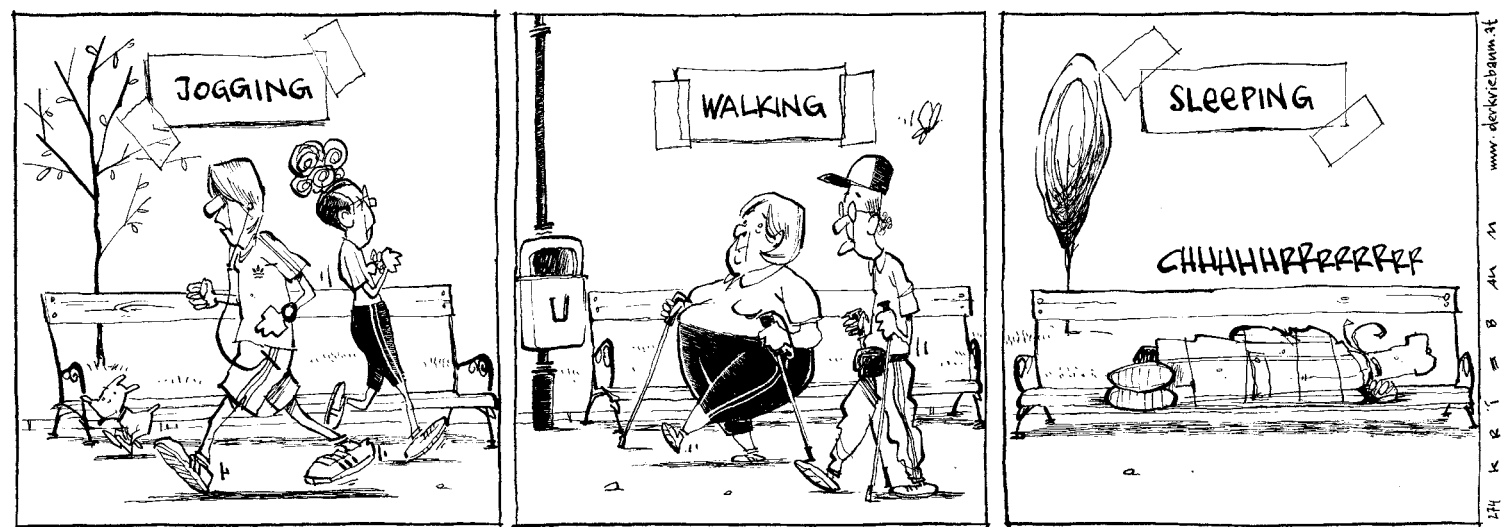
eine Minute, nähere Infos aus dem Internet zu bekommen. Prinzessinnen werden entführt, in Verliese gesperrt und gewaltsam gemästet, damit sie zu fett für eine Rettung werden. Ziel der Teams ist es, ihre Prinzessin zu befreien und dabei möglichst viele Gegner zu töten. Es bedient nicht nur sämtliche Dickenklischees, sondern auch patriarchale Geschlechterrollen. Aktiver, starker, kluger Mann rettet passive, schwache, dumme Frau.

Die Botschaft, wer zu fett sei, habe verloren, ist ein Faustschlag ins Gesicht der ARGE Dicke Weiber. Wir haben es satt, von Medien, Wirtschaft und Werbung, von Medizin und Sport vorgeschrieben zu bekommen, wie wir auszusehen haben und wie wir leben sollen. Wir haben es satt, uns krank zu hungern oder mit Magenbändern und Ähnlichem verstümmelt zu werden. Und wir haben es satt, uns zu schämen und still zu sein, wenn wir beleidigt und verletzt werden. Dicke Frauen stehen als Lachnummer nicht zur Verfügung. Wir lassen uns nicht vorführen. Und wir erwarten den uns zustehenden Respekt. Denn die Würde des Menschen ist unantastbar.

Frauenverachtung, Sexismus und Diskriminierung als unsere individuelle Meinung abzutun, zeigt, wie wenig die Gesellschaft und auch fortschrittliche Redakteure sich von den herrschenden patriarchalen Strukturen abgesetzt haben.

ARGE Dicke Weiber
argedickeweiber@gmx.at
<http://argedickeweiber.wordpress.com>

GUSTL



GEHT'S MICH WAS AN?

Antirassismus-
werkstatt bei SOHO
in Ottakring

Rassismus tritt in vielfältiger Gestalt ans Licht und zieht seine entsolidarisierenden Spuren quer durch die Gesellschaft. Wenige Menschen sind offen rassistisch, aber trotzdem ist Rassismus ins alltägliche Leben eingewebt. Die populistische Rechte hat ihre Sprache in den letzten Jahrzehnten zunehmend radikalisiert.

Rassistische Zeichen markieren den öffentlichen Raum, die Worte auf legalen Wahlplakaten übertreffen in ihrer scheinbar unreflektierten Härte oftmals noch explizit rechts gerichtete Graffiti. Nicht selten haben ungewollt mitgehörte Gespräche, im Wirtshaus, in der Straßenbahn, in der Sauna oder am Badeplatz erschütternd menschenverachtende Inhalte.

In der Werkstatt «EINSPRUCH» wird eine Produktion von Mitteln stattfinden, die in diesen Situationen helfen, Einspruch zu erheben, ohne sich in langwierige, oftmals fruchtlose Diskussionen zu verlieren. Die Galerie blumberg wird in dieser Zeit ein Forum für politischen Aktivismus sein. Es gibt eine Siebdruckwerkstatt, Workshops mit KünstlerInnen und NGOs sowie eine Ausstellung antirassistischer Plakate.

Wann? Von 8. bis 22. Mai; Eröffnung: Samstag, 8. Mai, ab 18 Uhr; Vortrag Dieter Schrage, Pecha Kucha mit allen Projektbeteiligten; Workshops: mittwochs bis samstags ab 17 Uhr, Druckwerkstatt: 15. und 22. Mai

Mit Toledo i Dertschei, Starsky, Subsatellit, Ehe ohne Grenzen, SOS Mitmensch, ZARA – Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit u. a.

Detaillierte Infos auf www.blumberg.at



An die Folgekosten zu denken, ist nicht die Aufgabe des Gerichts

Delogierung wegen 250 Euro Mietrückstand

Aus dem Alltag der Obdachlosenproduktion. Ein Mieter einer BUWOG-Wohnung, nennen wir ihn N. N., geriet Ende letzten Jahres in einen Mietrückstand. Dieser bezifferte sich auf zweihunderteinundsechzig Euro und zwei Cents. N. N. war also eine ganze Monatsmiete schuldig. Die BUWOG, die als staatliche Vermieterin ein Vorbild in Sachen Delogierungsprävention sein könnte, verhielt sich unverbildhaft ignorant gegenüber dem Wissen, dass dieser momentane Mieteinnahmeverlust verglichen mit den gesellschaftlichen Folgekosten einer Delogierung ein Lercherlschaas ist.

Eine unabhängige Justiz könnte korrigierend wirken. Im konkreten Fall hätte sie die

Räumungsexekution, die die BUWOG gegen den etwas säumigen Mieter beantragt hatte, aufschieben können. Die Justiz hätte damit einen kleinen Beitrag zur Entlastung der Gesellschaft geleistet. In diesem Land kann dergleichen oft nur geträumt werden. Eine RichterIn am Bezirksgericht Hietzing namens S. H. lehnte am 7. Jänner 2010 den Antrag des Betroffenen auf Aufschub der Räumungsexekution gemäß § 35 des Mietrechtsgesetzes ab. Ein Zitat aus ihrem Urteil: «Da ein Mietzinsrückstand von 261,02 Euro besteht, ist eine Aufschiebung der Räumung im vorliegenden Fall für die Vermieterin unzumutbar, so dass der Aufschiebungsantrag schon aus diesem Grund abzuweisen war.»

Was man wissen muss: Am 1. Februar 2010 hat der Betroffene alle Rückstände beglichen. Am 12. Februar wurde er mit samt seiner gesamten Habe delogiert, seine Existenz ruiniert, seine Persönlichkeit nachhaltig zerrüttet.

Wer ist hier kriminell? In einer Diplomarbeit an der Wirtschaftsuniversität Wien wurden die Kosten tatsächlich durchgeführter Delogierungen mit den Kosten erfolgreicher Delogierungsprävention verglichen. Zwar sind die Kostenelemente sowohl von Delogierungen als auch von verhinderten Delogierungen schwierig in Geld zu bewerten. Das Resultat ist dennoch eindeutig: «Die Folgekosten einer Delogierung sind auch in Wien um vieles höher als die der Prävention.» H. S.

TUN & LASSEN
magazin

AUGUSTIN

Eine Frage im neunten Bezirk: Wollt ihr das totale Bettelverbot?

Einwandfrei disziplinierte Parteisolddaten

War bisher schon das aufdringliche, aggressive und organisierte Betteln verboten, wird ab 1. Juli in Wien auch das «gewerbsmäßige Betteln» zum Delikt. Soweit bekannt. Ob den sozialistischen Gemeinderätinnen, die den entsprechenden Antrag im Rathaus eingebracht hatten, die gesetzliche Definition der «Gewerbsmäßigkeit» bekannt war? Die Grüne Fraktion des Alsergrunder Bezirks-«Parlaments» schaute sich die Gewerbeordnung an. *Eine Tätigkeit wird gewerbsmäßig ausgeübt, wenn sie selbständig, regelmäßig und in der Absicht betrieben wird, einen Ertrag oder sonstigen wirtschaftlichen Vorteil zu erzielen, gleichgültig für welche Zwecke dieser bestimmt ist; hierbei macht es keinen Unterschied, ob der durch die Tätigkeit beabsichtigte Ertrag oder sonstige wirtschaftliche Vorteile im Zusammenhang mit einer in den Anwendungsbereich dieses Bundesgesetzes fallenden Tätigkeit oder im Zusammenhang mit einer nicht diesem Bundesgesetz unterliegenden Tätigkeit erzielt werden soll. Selbständigkeit im Sinne dieses Bundesgesetzes liegt vor, wenn die Tätigkeit auf eigene Rechnung und Gefahr ausgeübt wird. Auch eine einmalige Handlung gilt als regelmäßige Tätigkeit, wenn nach den Umständen des Falles auf die Absicht der Wiederholung geschlossen werden kann oder wenn sie längere Zeit erfordert. Das Anbieten einer den Gegenstand eines Gewerbes bildenden Tätigkeit an einen größeren Kreis von Personen oder bei Ausschreibungen wird der Ausübung des Gewerbes gleichgehalten.*

Wenn man das liest, wird klar, dass nun – entgegen den Beteuerungen der SPÖlerInnen, die sich als Trittbrettfahrer der reaktionären «Stadtsäuberungspolitik» ertappt fühlten – jede Form von Betteln



Foto: U. GLADIK

Wie immer sie Betteln, sie machen es immer falsch ...

bestraft werden kann. War «organisiertes» Betteln schon bisher verboten, wird nun auch dessen Gegenteil, das «selbständige» Betteln kriminalisiert. Die Alsergrunder Grünen stellten daher in der jüngsten Bezirksvertretungssitzung einen Resolutionsantrag gegen ein Bettelverbot. Und erlitten eine veritable Abfuhr: alle anderen Parteien stimmten einhellig gegen den Antrag. Einigen Sozis soll beim Handerlhaben nicht wohl zumute gewesen sein. Aber bis sie die Parteidisziplin in Frage stellen, wird noch viel Wasser durch den Alserbachkanal in den Donaukanal fließen.

R. S.

AUGUSTIN

TUN & LASSEN
magazin

Die Hauptmieterin fühlt sich ins 3. Reich zurückversetzt

Amt bricht ein

Wussten Sie, dass das Finanzamt auch in Nebenwohnsitze von gesuchten Menschen eindringen darf, um zu pfänden, was vielleicht gar nicht dem zu Exekutierenden, sondern dem unschuldigen Hauptmieter gehört? Augustinleserin N. N. genoss dieser Tage unaufgeforderten Nachhilfeunterricht in Sachen Exekutionsrecht.

«Mir fehlte plötzlich unerwartet und unerklärlich eine größere Summe Geldes aus einer verschlossenen Lade meines Schreibtisches! Die Wohnung war versperrt gewesen und es gab nichts, das auf einen Einbruch hingewiesen hätte. Hatte ich vielleicht das Geld anderswo verstaubt?», berichtet uns die ältere Dame. «Auf einem Haufen diverser Papiere fand ich eher zufällig eine Quittung eines für mich nicht zuständigen Finanzamtes auf den Namen meiner Tochter, die im

Jahre 1973 (!!) an dieser Adresse (Nebenwohnsitz) gemeldet war. Ihre Rückfrage ergab, dass die Finanzbehörde gegen sie einen Exekutionstitel hatte und mir den Betrag retournieren würde, wenn ich beweisen könnte, es gehöre mir und nicht ihr.»

Dass eine Behörde so mir nichts, dir nichts in ihre Wohnung eindringen kann, war für die Frau doppelt schlimm: So etwas hatte sie zuletzt unter der Naziherrschaft erlebt. Den Beamten des Finanzamtes war die Sache schließlich peinlich und sie entschuldigten sich: Sie seien aufgrund geltender Gesetze verpflichtet, auch in als Nebenwohnsitze angemeldeten Wohnungen zu pfänden oder eben Geld zu nehmen, unabhängig davon, wer dort den Hauptwohnsitz hat, und unabhängig davon, wann die Meldung eines Nebenwohnsitzes erfolgt ist.

D. S.

Islamophobe Islamstudie von den Imas-Meinungsforschern

Das soll Wissenschaft sein?

Vor kurzem geisterten Meldungen durch diverse Medien, welche die Angst der Bevölkerung vor dem Islam anhand einer Studie (Imas international Report Nr. 6, April 2010) belegen wollen. Kaum eine Zeitung, die die Ergebnisse hinterfragte.

Für die Initiative Teilnehmende Medienbeobachtung (www.univie.ac.at/tmb) war das ein Anlass, die Studie selbst zu studieren und zu fragen, welche Interessen da verfolgt werden und wer dahinter steht. Sie wurde im Auftrag des Internationalen Instituts für Liberale Politik in Wien erstellt, das sich als bürgerlicher Think-Tank bezeichnet und auf dessen Website Personen aufscheinen, die weit rechts jenes Spektrums agieren, das man gemeinhin als liberal bezeichnet. Dies schürt den Verdacht, dass mit dieser Untersuchung von vornherein beabsichtigt wird, die Kluft zwischen muslimischer und nicht-muslimischer Bevölkerung Österreichs zu vergrößern.

Nun zum Inhalt der Studie: Da sollen die Befragten von einer Liste all jene Punkte nennen, die besonders gut auf «ein westliches Land wie Österreich» und all jene, die besonders gut auf «ein Land mit islamischer Religion» passen. Und auf der Liste, die den Befragten vorgelegt wird, stehen 21 Punkte zur Auswahl, beispielsweise: Gute Schulen, religiöse Toleranz, Korruption, Faulheit, Rückständigkeit.

Die Befragten sollen Werturteile abgeben über DIE islamischen Länder in einem, von der Türkei bis Bangladesch, von Saudi-Arabien bis Marokko. Da wird vorausgesetzt, dass die repräsentativen ÖsterreicherInnen in der Lage sind, komplexe Systeme wie das Schulsystem,



Foto: ANDREAS URBAN

Werturteile über DEN Islam waren gefragt. Als ob es DEN Islam gäbe ...

die Demokratie, die Gläubigkeit in all diesen Ländern beurteilen zu können.

In dieser Imas-Studie sind die Fragestellungen so angelegt, dass die Befragten, wenn sie zu einem Punkt nichts wissen, eben auch nichts dazu sagen. Dadurch erhält man Ergebnisse wie beispielsweise, dass nur drei Prozent der Staatsangehörigen Österreichs der Meinung sind, dass es in «einem Land mit islamischer Religion» Wohlstand für den Großteil der Bevölkerung gebe. Was ist mit Saudi-Arabien, den Emiraten, Oman oder Brunei?

Nicht der Islam ist eine Bedrohung für den Westen, aber solche Studien sind eine Bedrohung für den sozialen Frieden in Österreich und darüber hinaus.

Ingrid Thurner

Dr. Ehalts Praxis
für nützliche TheorieKontrollwahn als
Ablenkungs-
manöver

«**H**andle stets so, dass die Maxime deines Willens uneingeschränkt der Profitmaximierung des Unternehmens dient, für das du tätig bist, und somit auch als Grundlage einer allgemeinen Gesetzgebung im Dienst der ökonomischen Nutzung von allem und jedem gelten könnte.» So lautet der kategorische Imperativ im neoliberalen Zeitalter. Das Merkwürdige: Trotz der Schuldenkrise Griechenlands und den Problemen, die Portugal, Spanien und Italien haben, und die zu einem nicht unerheblichen Teil Folge des Crashes des Finanzkapitalismus sind, gibt es keine Konsequenzen, keinen regulierenden Eingriff in die Ökonomie des Bankwesens, die deren Aufgabe wieder zu dem macht, was sie sein kann und soll: Finanzdienstleister im Dienst der KundInnen und nicht Kasinokapitalismus gegen die Interessen der Volkswirtschaften und der Bürgerinnen und Bürger.

Die Menschen werden von der Gestaltungsaufgabe, für die sie befähigt und bereit wären, ausgeschlossen. Eigenständiges kritisches Denken, die Bereitschaft, an der Gestaltung eines Weges in eine zusammenwachsende solidarische Welt mitzuwirken, wird mit immer neuen Kontrollfantasien, Disziplinierungs-, Reglementierungs- und Formularisierungsmechanismen ausgeschlossen.

Wohin man immer schaut, Angst vor dem und den Fremden, Kriminellen, MigrantInnen, BettlerInnen, TerroristInnen, RaucherInnen, TrinkerInnen, Arbeitslosen (jene, die häufig von volkswirtschaftlich nützlichen Tätigkeiten outgesourct wurden und werden); überall werden internationale Banden, Clans, Schlepper vermutet und medial als TäterInnen dargestellt, um von den realen ökonomischen Ursachen und VerursacherInnen abzulenken. Man kann versuchen, BettlerInnen, AsylantInnen, Arbeitslose mit ständig neuen Kontroll- und Disziplinierungsmaßnahmen aus dem Straßenbild zu entfernen; natürlich gelingt das nicht, weil die Arm-Reich-Schere weiter aufgeht und ständig neuer Hilfestellungsbedarf entsteht. Der allgemeine Druck, der in der neuen Kontroll-, Disziplinierungs- und Formularisierungsgesellschaft bewusst aufgebaut wird, wirkt wesentlich als Drohgebärde, auch gegenüber allen, die mit selbständigem Denken zur Kritik des Neoliberalismus mit seinen Derivatensystemen auffordern und Vorschläge zur Gestaltung einer gerechten und sozialen Welt machen und zu deren Umsetzung ermuntern.

Hubert Christian Ehalt

Unerhörter Flirt im Geriatriezentrum Liesing. Oder: Vom Sinn der Roten Nase

Bei uns Damen sind Sie sehr beliebt

Diese Frau liegt im Sterben, denke ich mir. Den Einzug der beiden Clowns in das geräumige Vierbettzimmer der Pflegeanstalt hat die scheinbar nicht registriert. Dr. Edeltraud Kalawatzki tritt an die Seite der apathisch Liegenden. Als sie sich zum fahlen Gesicht der Frau hinabbeugt, erschrickt mich fast das Eindringen der Clownin in den Kokon eines Menschen, der nicht mehr ganz unserer Realität zuzugehören scheint.

Plötzlich tritt ein, was ich für ausgeschlossen hielt. Die alte Frau lächelt. Sie strahlt. Sie reagiert auf das Lächeln, das sie unter und über der roten Clownnase der fremden Frau wahrnimmt.

Im Geriatriischen Zentrum Liesing darf ich auf Einladung der Anstalt und des Vereins der Rote Nasen Clowndoctors die Performance zweier SchauspielerInnen in den Bettenstationen beobachten. Dr. Edeltraud Kalawatzki hat eben erreicht, was Eva Müllner nicht könnte: eine Mauer aufzubrechen. Dr. Edeltraud Kalawatzki ist der «offizielle» Clownname der Schauspielerin Eva Müllner. Ihre rote Clownnase ist ein Feinwerkzeug zum Öffnen von Mauern. Der männliche Clown ist Pete Belcher alias Dr. Felix Sirius Helfgott Bewölkt.

«Lachen ist die beste Medizin» ist eine Redensart, die von überliefertem altem Wissen kündigt, das die Ergebnisse moderner Forschungen vorweggenommen hat. Die Öffentlichkeitsarbeit des Vereins Rote Nasen Clowndoctors kann auf die erspriessliche Autorität dieser Volksweisheit bauen. Dabei spricht der Volksmund auch in diesem Fall nur die halbe Wahrheit aus. Er lässt das Verletzende, kränkende Lachen unter den Tisch fallen. Nichts gegen die Clowndoctors-PR. Für die Analyse von «gesundem Hausverstand» und seinen Redensarten sind andere zuständig. Dass Lachen ja tatsächlich

gesund sein kann, ist beweisbar wie die Aussage, dass körperliches Berühren heilend wirkt. Die Erfahrungen der Roten Nasen lassen den Schluss zu: Die Symbiose von Lachen und Berührung «works». Die beiden Clowns führen mir vor, wie sehr sie beide «Medikamente» anwenden: Das Lachen und das Berühren. Wie sehr sich manche Patientinnen nach Hautkontakt, nach Händchenhalten mit hinausgezögertem Ende sehnen, erkenne ich auch als Laie auf Anhieb.

Exkurs in körperliche Angelegenheiten. Vielleicht ist es gesellschaftlich zu früh, die Frage zu stellen, wie viel Sexualität die Institutionen der Kranken- und Altenpflege vertragen. Man begnügt sich folglich mit der Frage, ob dieses überhaupt thematisiert wird. «Sicherlich ist Raum dafür im Rahmen unseres Projekts Förderung der Lebensqualität für die Bewohnerinnen und Bewohner unseres Hauses», gibt Walter Teuschler Auskunft, der interimistische Leiter des Liesinger Geriatriezentrums. «Ziel des Projekts ist unter anderem, dass die pflegebedürftigen Menschen in unserem Haus ein – so weit es möglich ist – selbstbestimmtes Leben führen können. So viel Fürsorge wie notwendig und so viel Selbstbestimmung wie möglich, das ist unser Anspruch. An der Erarbeitung dieses Konzepts sind Vertreterinnen und Vertreter aller Berufsgruppen des Geriatriezentrums beteiligt.»

Körper-Tabu in einem Haus beleidigter Körper

Teuschler weist auch auf das Einzelzimmerangebot im geplanten Neubau hin, «ein Schritt zum erweiterten Schutz der Intimsphäre». Wenn man eben Erich Mühsam gelesen hat, der die Freiheit der Sexualität in kontrollierten Anstalten schon nach der vorletzten Jahrhundertwende zum Kriterium einer liberalen Gesellschaft erklärt hatte (Mühsam hatte vor allem das Gefängnis im Auge), kommt einem jedenfalls

das paradoxe Körper-Tabu in einem Haus der Hilfe für die vom Leben ruinierten Körper doppelt anachronistisch vor.

Clowndoctor Pete Belcher erläutert mir die Rolle der roten Nase bei den Versuchen, körperliche Nähe herzustellen. «Die rote Nase gibt beiden Seiten, der Patientin und dem Clown, die Lizenz, Normen zu übertreten. Ich könnte mich ohne Clownnase und mit meiner Alltagsbekleidung nie auf den Schoß einer Patientin setzen. Das wäre ein unerhörter Regelbruch. Und die Patientin könnte mir keine freche Popowatsche verabreichen.» Auffallend ist, wie sexualisiert die Interaktion zwischen dem Clown und den alten PatientInnen in solchen Ausnahmesituationen ist. «Bei uns Damen sind Sie sehr beliebt», flirtet eine der alten Frauen ungeniert mit dem männlichen Part des Rote-Nasen-Duos, und zwar unmittelbar nach dessen Erscheinen.

Seit dem Beginn meiner Beschäftigung mit dem Clowneinsatz in Kinderspitälern, Geriatriezentren und Rehabilitationseinrichtungen reizt mich das Infragestellen dieses Einsatzes. These: Je menschlicher das Spital, desto entbehrlicher das Zukaufen von Humordienstleistungen. Wenn es stimmt, dass das empathische Lachen ein helfender Faktor der Therapie ist, und wenn zutrifft, dass zeitgemäße Gesundheits- und Pflegeeinrichtungen im Auftrag der Gesellschaft ein ganzheitliches Therapiekonzept auf der Höhe der Zeit realisieren müssen: Warum dann im Zwei-Wochen-Rhythmus (wie das in Liesing der Fall ist) externe ExpertInnen für Kunst, Lachen, Berühren und Empathie in die Anstalt holen? Sollte eine Institution mit «Lebensqualität»-Anspruch nicht selbst für die Integration des (selbstgemachten) Karnevalesken in das Standardangebot der Therapie sorgen?

Ich habe die Argumente des Leiters des Geriatriischen Zentrums und des künstlerischen Leiters der Rote Nasen Clowndoctors, Giora

Seeliger, zunächst sehr plausibel gefunden. Ihr Plädoyer für den Einsatz fremder Clowns ist doppelt gut argumentiert.

Die Internationale Schule des Humors

Argument Nr. 1 ist die Gewährleistung der Professionalität der AkteurInnen. In der von Seeliger gegründeten «Internationalen Schule des Humors» unterrichten renommierte KünstlerInnen, auch weither angereist. Die Ausbildung verbessert sowohl das artistische Niveau der Spitalclowns als auch das Wissen über Therapeutisches und Medizinisches. Frühere Ausbildungen in anderen Genres bringen die Roten Nasen in ihre Spitalarbeit ein. Auch «meine» beiden Rotnasen im Geriatriischen Zentrum sind mehr als Clown und Clownin. Eva Müllner ist Performerin. Sie studierte am Konservatorium der Stadt Wien Modernen Tanz und gründete 2002 das Kinderprojekt «Valentinas Zauberkreis». Pete Belcher war Musiker, als er noch in England lebte. Musik macht er auch in Wien, doch vor allem ist er heute Theatermacher, insbesondere für junges Publikum. Und er ist einer der «sieben Meister des Scheiterns», der sieben DirektorInnen des «Theater Olé», einer kleinen siebenköpfigen Clownbühne im dritten Bezirk.

Argument Nr. 2 für «Fremdclowns» ist der Unbefangenheitsgewinn. Die Autonomie der Roten Nasen gegenüber der Betreuungsinstitution ermöglicht Ansätze von «Anarchie» in den Interaktionen zwischen PatientInnen und Rotnasen, die unselbständigen Clowns möglicherweise verwehrt blieben. Narrenfreiheit hat immer auch etwas mit Geschäfts- und Abhängigkeitsverhältnissen zu tun.

Der Augustin muss sich hoffentlich nicht auf seine eigene Narrenfreiheit berufen, wenn er sich anmerken erlaubt, dass in dieser Angelegenheit letztlich die Budgetpolitik das Sagen hat. Clownauftritte,



Foto: Benjamin Breitegger

Wo Rote Nasen ihre Humorkompetenz einbringen: Geriatrie, Kinderspitäler, Rehabilitation, Behindertenheime, Flüchtlingsheime, Obdachlosenhäuser. Clownauftritte in Gefängnissen sind nicht üblich. Warum eigentlich? Weil es im Strafvollzug auch ohne Clowns grotesk zugeht?

die von den privaten Spendern und Sponsoren des Rote-Nasen-Vereins finanziert werden, entlasten die Anstalten, die generell einem Sparregime unterworfen sind.

Vom Aufbrechen verschlossener Herzen

Die kommende Überwälzung der Bankenrettungskosten auch auf den Gesundheitsbereich macht anstalts-eigene Clowninnen und Clowns so-wieso illusorisch. Dass es aber auch anders geht, beweist schon das flüchtigste Surfen im Internet: Das Seniorenheim St. Joseph in Selfkant-Höngen bei Düsseldorf wollte sich einen richtigen hauseigenen Clown zulegen. Der Geschäftsführer ließ dafür eine talentierte Mitarbeiterin an einer Theaterakademie in Eindhoven, Niederlande, zum Demenz-Clown ausbilden. In den Niederlanden arbeiten übrigens schon fast 50 Demenz-Clowns mit Diplom in Pflegeheimen.

Ob extern oder intern: Clowns im Pflegeheim oder im Spital «müssen» die Kunst beherrschen,

verschlossene Herzen aufzubrechen». Diese Fähigkeit verlangt Giora Seeliger, der künstlerische Leiter der Rotnasen, von seinen 56 in Österreich tätigen Clowndoctors. Und das verlangt der in Israel geborene, in Frankreich und Deutschland aufgewachsene Allround-Theatermann auch von den inzwischen schon sechs weiteren nationalen Red-Noses-Sektionen in Ungarn, Slowenien, der Slowakei, Tschechien, Deutschland und Neuseeland. In vielen Ländern, wie auch in Österreich, existieren sie neben konkurrierenden Netzwerken von im Gesundheitsbereich arbeitenden Clowns.

Die rund 200 PerformerInnen, die in den von ihm gegründeten sieben Länderorganisationen vernetzt sind, kenne er alle. «Und sie alle kennen mich.» Eine Formulierung, in der ein paternalistischer Wunsch nach ungestörter Gesamtübersicht sich mit der plausiblen Sorge um die künstlerische Qualitätssicherung zu vermengen scheint. Eine weitere Bewertung dieser Aussage steht mir nicht zu: Dazu ist meine berufliche Neugier über die Hierarchie

in Vereinen zu temporär. Morgen gibt's schon wieder das nächste Thema, so leicht ist Journalismus auch im Augustin.

Dass die Arbeit des Aufbrechens, wie Seeliger also den Kern des Wirkens seiner Clowns nennt, nur eine durch völlige Freiheit von Ironie ausgezeichnete Performance leisten kann, darauf hat mich Pete Belcher aufmerksam gemacht. «Clowns sind grundsätzlich naiv. Ein Clown kann nicht lügen. Jeden Versuch zu lügen sieht man einem Clown sofort an.» Wäre er ironisch, würde die Show nicht funktionieren. Da beginne ich zu verstehen, dass Ironie nicht nur subversiv ist. Ironisch sein kann auch Macht ausüben bedeuten: Ausgeschlossen bleiben die, die nicht kapieren, dass das Gesagte nicht das Gemeinte war. Im Laufe dieses mehrstündigen Rote-Nasen-Einsatzes in Liesing haben nur die alten Frauen das Recht auf Ironie, und sie haben auch die Sprache, die diese bestens transportiert: den Wiener Dialekt. Eine Stimmungskanone im Rollstuhl hat vor allem die Clownin ständig auf der Schaufel; mit ihr

kann (darf?) sie ja nicht flirten. Eva Müllner legt einen Tanz hin, groteskes Ballett. «Do musst no vü übn!», urteilt die Seniorin sichtlich unzufrieden. Später fischt die ausgebildete Performerin einen «Raubwurm» am Stoffbandel aus ihrer überdimensionalen Tasche, über die ihr Kollege natürlich immer stolpert. Die Schmähhührerin von vorhin ist schon wieder enttäuscht: «Mia san jo ned im Kindagoatn!»

LeserInnen, die die Roten Nasen in Aktion sehen wollen, müssen nicht warten, bis sie in der Geriatrie liegen. Sollten sie Mitte August zufällig im Salzkammergut sein, sind die Clowndoctors sogar in Massen zu sehen. Vom 11. bis 14. Juli findet in Altaussee das zentrale Rote-Nasen-Treffen statt, dessen Höhepunkt die Parade aller Clowns ist. Giora Seeliger wird sie alle kennen.

Robert Sommer

I N F O

www.rotenasen.at
Und die Konkurrenz:
www.clinicclowns.at

Whistleblowerin erzählt, wie Wirtschaftskonzerne alle Risiken auf ArbeiterInnen verlagern

Wie Arbeitslosigkeit gemacht wird

Die Autorin dieses Beitrags hat langjährige Konzern-Lenkungs-Erfahrung. Weil sie sich nicht nur für die Quartalszahlen, sondern auch für gesellschaftliche Zusammenhänge interessierte, war sie in der privilegierten Position, hinter die glänzenden Fassaden zu blicken und Fehlentwicklungen früh zu erkennen. In den folgenden «Meilensteinen» fasste die Insiderin die Mechanismen, die das Schwungrad in den Abgrund betreiben, zusammen. Ihr Beitrag soll ähnlich positionierte Menschen ermutigen, als «Whistleblower» (interne Aufdecker von Missständen) für größere Transparenz in wirtschaftspolitischen Angelegenheiten zu sorgen.

23 Millionen Menschen sind in der Europäischen Union als arbeitslos gemeldet. Einen direkten Einstieg in einen fixen Job gibt es kaum mehr, sagen die Jugendforscher. Wie ein unabänderliches Naturereignis nehmen wir die Prekarisierung der Arbeit und damit der Gesellschaft hin. Die Spirale nach unten begann sich lange vor der Finanzkrise zu drehen, sie war nicht zufällig und sie wäre zu verhindern gewesen. Eine wesentliche Rolle spielen die globalen Konzerne, die aufgrund ihrer Marktmacht (die 500 größten Konzerne realisieren 52 Prozent des weltweiten Brutto-sozialprodukts, wie Jean Ziegler nicht müde wird hinzuweisen) und ihrer Nähe zur Politik maßgeblichen Einfluss haben.

Meilenstein 1: Was früher «Humankapital» hieß, ist heute nur noch Ballast. Nach dem Platzen der Dotcom-Blase Ende der 1990er Jahre wurde der Profit zum Maß aller Dinge. Die Konzernbosse, die bei der Jagd nach der Rendite vorrangig auf die Kostenkeule setzten, enttarnten

die fix angestellten MitarbeiterInnen als hinterhältige Kostenquellen und damit oberste Profitfeinde. Sie sahen ihre Belegschaft nicht mehr als «Humankapital», das pfleglich zu behandeln sei, weil es als Schlüssel zu Umsätzen einen Wert darstelle, sondern als Ballast, den es abzuwerfen oder wenigstens zu «flexibilisieren» galt. Jetzt in der selbstgemachten Krise wollen die (Un-)Verantwortlichen noch einen Schritt weiter gehen. Künftig sollen so gut wie alle Arbeitskräfte, auch im mittleren Management, «just in time» sein, wie ein Zapfhahn zum Auf- und Zudrehen. Die Belegschaft soll von einem fixen zu einem völlig variablen Kostenfaktor werden. Alle Risiken werden auf die ArbeitnehmerInnen verlagert.

Meilenstein 2: «Abbau» von Beschäftigten bringt Unsummen. Zum Unglück für die Arbeitskräfte scheint der Markt massiven Personalabbau zu mögen, beschrieb ein amerikanischer Marktbeobachter diesen fatalen Mechanismus. Der Versuchung, via Analysten- und Wirtschaftsjournalistenlob den Aktienkurs und das daran gekoppelte persönliche Einkommen fulminant zu steigern, widerstanden nur wenige Konzernchefs. So wurden «Massenfreisetzungen», die bis weit in die 1990er Jahre noch als Zeichen für ultimativen Konzernversagen galten, schon zu Zeiten fetter Renditen zum Universalrezept. Schon 1984 hatte der in Wien geborene Management-Guru Peter F. Drucker, der angewidert war von der Tatsache, dass Konzernmanager Unmengen Geld kassierten, während sie Tausende ihrer Arbeiter feuerten, prophezeit: «Das ist moralisch und sozial unverzeihlich, und wir werden einen hohen Preis dafür zahlen.»

Meilenstein 3: Die «Kopfzahl»-Paranoia der Konzerne hemmt die Einstellung von fixen MitarbeiterInnen. «Headcount-Freeze» heißt die Devise. Dabei wird die «Kopfzahl», die Zahl der angestellten Arbeitskräfte auf der Gehaltsliste des Konzerns, «eingefroren». Wenn die Belegschaft

wegen Arbeitsüberlastung schon am so genannten Zahnfleisch ist, bietet sich als weniger streng geprüfter – weil «kopfzahl»-neutraler – Ausweg die Beschäftigung von DienstnehmerInnen auf Basis eines der vielen atypischen Arbeitsverhältnisse an. Sie können wie Produkte über das Bestellsystem geordert werden und werden nicht in die sakrosankte «Kopfzahl» eingerechnet, weil der Konzern sie jederzeit ohne große Probleme und Zahlungen wieder an die Luft setzen kann. Von permanent temporären «Wegwerfarbeitskräften» schreibt «Business Week»: «Die Bezahlung sinkt, Zusatzvergütungen verschwinden und kein Job ist mehr sicher.» (17. Jänner 2010)

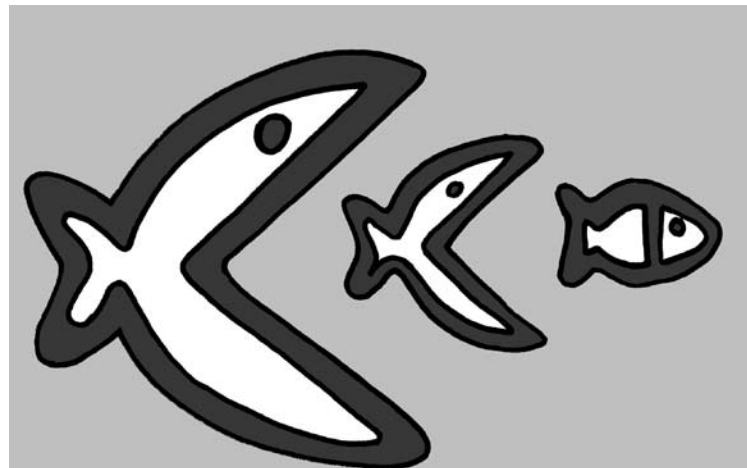
Meilenstein 4: Finanztransaktionen bringen mehr als die eigentliche Geschäftstätigkeit. Die Konzernchefs lassen immer mehr Geschäftsfelder brach liegen, indem sie vorgeben, ausschließlich auf das lukrative Kerngeschäft fokussieren zu wollen. In Wirklichkeit haben sie eine ausgeprägte Aversion gegen Investitionen, die sich vielleicht erst in zwei, drei Jahren mit vergleichsweise bescheidenen Renditen rechnen würden. Schließlich können die Konzerne das eingesparte Geld bei Finanzgeschäften weitaus lukrativer einsetzen.

Meilenstein 5: Die Finanzmanager übernehmen immer mehr Macht in den Konzernen. Die Obsession mit Kennzahlen, mit Kosten und Kopfszahlen vergrößert die Machtsphäre der Zahlenjongleure und Meister des Rotstifts. Was nicht in eine Excel-Tabelle hineinpasst, kann nicht wichtig sein, lautet ihr typisches Credo. Sie haben das letzte Wort bei der Budgetzuteilung, überwachen wie Zerberusse die Einkaufssysteme, definieren MitarbeiterInnen über ihre Kostenstellen und mahnen beständig – ohne jegliche Sentimentalität – die Reduktion der Kopfzahl an. Erstaunlich widerstandslos exekutieren die untergebenen Manager die von ganz oben

bis ganz unten exakt vorgegebenen Kopfzahl-Reduktionsquoten.

Meilenstein 6: Fusionen und Übernahmen sind die ultimativen Jobkiller. Um Innovation zuzukaufen, die auf den eigenen Friedhöfen der Kreativität nicht mehr gedeiht, oder sich die Marktanteile der Konkurrenz einzuverleiben und so den Preisgestaltungsraum weiter ausdehnen zu können, begaben sich die Konzerne in den letzten Jahren mit vollen Kassen auf Einkaufstour. Zu allem Überfluss entdeckten dann auch noch Finanzinvestoren die Übernahme von Unternehmen als lukratives Finanzgeschäft. Unzählige einstmals gesunde Unternehmen wurden von den neuen Eigentümern, die von dem Geschäftsfeld meist keinerlei Ahnung, aber stets dreiste Sanierungssprüche auf den Lippen hatten, zu Siechtum filetiert oder durch das Aufhalsen der Übernahmekredite paralytisiert. Was von den Geiern euphemistisch «Konsolidierung» genannt wird, ist eine Markt- und Machtkonzentration übelsten Ausmaßes, die nicht nur für den Arbeitsmarkt katastrophale Folgen hat.

Meilenstein 7: Die Globalisierung führt zur Erosion von Rechten und Einkommen der Beschäftigten. Nur ein kleiner Teil der Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt lässt sich auf die Globalisierung zurückführen. In Europa wie in den USA sind es etwa zwei Prozent aller Jobs, die im Kielwasser der Globalisierung permanent verlagert wurden (so eine im «Economist» im Jänner 2007 zitierte Studie). Der «Economist», alles andere als ein Gegner der Globalisierung, konstatierte als Begleiterscheinung, dass «in der reichen Welt der Anteil der Arbeit am Brutto-sozialprodukt historische Tiefen erreicht hat, während die Profite explodierten und so ein gefährlicher Mix von Ungleichheit und flauen Löhnen die Globalisierung gefährdet.» Die Wirtschaftsbosse brauchten nur die verbale Globalisierungskeule schwingen und mit Kapitalabzug



Wenn aus drei Konzernen ein er wird, können aus 3000 Beschäftigten 1000 werden. Fusionen und Übernahmen sind die größten Jobkiller

und Jobverlagerung zu drohen. Dann senkten die Politiker die Konzernsteuern und weichten die Arbeitsgesetze weiter auf.

Meilenstein 8: In Europa schöpfen die globalen Konzerne die Gewinne ab, in China und Indien investieren sie in Arbeitsplätze. In der globalen Wirtschaft verfolgen die Konzerne eine klare geografische Arbeitsteilung. In ganz wenigen, zu Wachstumsmärkten erklärten Ländern wie Indien und China sind die Konzerne bereit zu investieren und Arbeitsplätze zu schaffen. Im Rest der Welt fokussieren sie auf den effizienten Abzug der Profite. Impulse für den Arbeitsmarkt gehen dort von den

Konzernen nicht aus. Die Einführung des gemeinsamen Marktes und des Euro haben die Konzerne als weitere Chance erkannt, Geld zu sparen und Arbeitskräfte abzubauen. So arbeiten jetzt Konzerne wie BP daran, die Landesgesellschaften abzuschaffen und Europa von einem Standort aus zu bedienen («manager magazin» 6/2009). Die Konzerne bemühen sich eifrig um die weitere Peripherisierung Europas.

Meilenstein 9: Politik lässt die Abbauer ungehindert ihren Job tun. Wenn man den Markt mit seinem unsichtbaren Händchen ohne Eingriffe des Staates nur tun lasse, wird alles gut, sagten die Konzernchefs,

eingSCHENKt

Ungleichgewichte und das Finanzdesaster

Hinter den Problemen rund um Griechenland steckt mehr als nur gefälschte Statistiken. Es geht um die Ungleichgewichte im Euroraum, die bestimmten Interessengruppen in den reicheren Ländern jahrelang äußerst recht waren. Das Konsumwachstum betrug seit 2000 in Griechenland 74 Prozent, in Deutschland im gleichen Zeitraum jedoch nur 16 Prozent. Österreich lag mit 31 Prozent in der Mitte. Ähnlich hoch wie in Griechenland war das Konsumwachstum in Spanien mit 66 Prozent. Dahinter stehen sehr unterschiedliche Lohnentwicklungen in den einzelnen Ländern. Die Löhne pro Beschäftigten stiegen in Griechenland seit 2000 um rund 50 Prozent, in Deutschland nur um knapp 10 Prozent. Schließlich geht es nicht nur, ja nicht einmal hauptsächlich um Staatsfinanzen, sondern ganz zentral um ein außenwirtschaftliches Ungleichgewicht, nämlich hohe

Überschüsse des Exports über den Import in Deutschland und umgekehrt in Südeuropa. Mit Sparen allein wird man nichts sanieren können, weil das Sparen ohne einen positiven Impuls aus anderer Richtung die Wirtschaft immer tiefer in die Rezession treibt. In einer Währungsunion gibt es eine Anpassung nur über die Löhne: Vernünftig wäre jetzt: Im Überschussland wie Deutschland müssten die Löhne stärker steigen, im Defizitland weniger als zuvor.

Auch international hatten die großen Ungleichheiten zwischen Arm und Reich einen wesentlichen Anteil am Finanzcrash. In den USA wurde der prekäre Wohlstand auf der Verschuldung der Privathaushalte gebaut. Aufgrund der hohen sozialen Ungleichheit und mangelnder sozialer Sicherungssysteme können sich die meisten US-BürgerInnen Konsumgüter und Wohnraum nur über Verschuldung leisten:

unsicherer Wohlstand auf Pump, und zunächst ein gutes Geschäft für die Banken. In Europa führte der Rückgang der Löhne und Kürzungen im Sozialen zu weniger Konsum – bei steigender Gewinnquote, die aber auf die Finanzmärkte wanderte. Europa finanzierte die steigende Verschuldung in den USA. Der Verteilungsbedingte Verschuldungsbedarf in den USA und einiger anderer Länder ist durch die ebenso Verteilungsbedingte Überschussersparnis in einigen europäischen und anderen Ländern gedeckt gewesen. Zumindest bis es krachte.

Jetzt ist das Kartenhaus eingestürzt. Die Phantomschmerzen seiner ideologischen Architekten sind nicht zu unterschätzen. Und das macht Reformen auch so schwierig. Auch wenn sie unumgänglich sind. Besonders auf den Finanzmärkten. Während die Finanzmärkte sich wieder auf «business as usual» einstellen, soll die Bevölkerung

Arbeitgeber. Im neoliberalen Über-schwang zog und zieht sich der Staat als Eigentümer und Arbeitgeber aus wesentlichen Bereichen der Infrastruktur wie der Post zurück, was Adam Smith übrigens keineswegs goutiert hätte, und forciert damit die Eliminierung von Jobs in besonders sensiblen Regionen. Nach dem Milliarden-Rettungspaket für die Banken muss der Staat seine Rolle als Arbeitgeber weiter einschränken. So soll in Österreich in den nächsten Jahren nur mehr jeder zweite Abgang eines Beamten ersetzt werden.

Katharina Weinberger

Die Autorin ist österreichische Ökonomin und schreibt unter einem Pseudonym. Sie hat ihre langjährigen Konzernenerfahrungen und die beobachteten Auswirkungen auf Wirtschaft & Gesellschaft in dem dtv-premium-Buch «Kopfzahl-Paranoia» zusammengefasst.

nun mit Sparpaketen bezahlen, was das Finanzdesaster an Löchern in die öffentlichen Haushalte gerissen hat. Die Stimmen der Verdrängung, die jetzt mehr Druck auf Arbeitslose fordern, werden freilich schon laut. Oder auch Riesensparpakete in Gesundheit, Bildung und Sozialem. Sparen bringt keinen Aufschwung. Es muss europaweit richtig investiert werden, der Konsum stabil gehalten und von den Profiteuren der letzten Jahre, den obersten 10 Prozent, ein Beitrag zu den Krisenkosten einverlangt werden. Die Auswirkungen auf die Konjunktur, auf die Arbeitslosenzahlen und auf die soziale Lage können sonst verheerend sein. Wenn man jetzt zu wenig vom Richtigen und zu viel vom Falschen tut.

Martin Schenk

Buchtip: Es reicht! Für alle! Wege aus der Armut, Deuticke.

OUTLAW LEGENDS – Johann «Schani» Breitwieser, Teil 2

Die Bruderschaft der schwarzen Larven

Der erste Teil unsere Breitwieser-Trilogie – «Most Wanted Meidling Man», Nr. 273 – endete mit Schanis erster Kerkerhaft, 1906. Der damals Fünfzehnjährige soll zwei Dauerwürste gestohlen haben. Zwölf Jahre später schreibt die Reichspost, Wien: «Die Nachforschungen nach dem Verbleib des berühmten Verbrechers Johann Breitwieser, der, wie berichtet, heute Nacht aus seiner Zelle im Landesgerichtsgebäude zu entkommen wusste, werden eifrigst betrieben. Während die Polizeikorrespondenz am Vormittag zu berichten wusste, dass Breitwieser unter strenger Bewachung stand, stellt sich nun heraus, dass Breitwiesers Helfershelfer ihm sogar einen Zivilanzug in die Zelle gebracht hatten!»

Johann «Schani» Breitwieser verschaffte sich seinen Ruf nicht ausschließlich durch spektakulär gut ausbalancierte Einbrüche, deren Erträge er zum Teil an die Meidlinger Bevölkerung weiterverteilen ließ. Er festigte seinen Platz im kollektiven Gedächtnis seiner Zeit auch durch seine gewitzten und gewandten Gefängnisausbrüche. Meldungen wie: «Breitwieser erneut ausgebrochen!» oder: «Die Flucht Breitwiesers» waren zahlreich in den Jahren 1910 bis 1918. Die Tatsache, dass er ebenso häufig verhaftet wurde, schmälerte unter seiner ständig wachsenden Anhängerschaft den Nimbus des legendären Outlaws nicht im Geringsten; der «Schani» wurde nur deshalb so oft verhaftet, weil die «Kiberer» zahlreicher hinter ihm her waren und hartnäckig, als sie jeden anderen verfolgten.

Seine Risikobereitschaft, sich trotz massiver Verfolgung immer wieder ganz offen in Wien zu zeigen, steigerte nur noch seinen Ruhm. Die



Von der Polizei ertappt, versuchte Schani Breitwieser plausibel zu machen, er sei nicht der Schani, sondern sein Bruder

materielle Hilfe, die er Teilen der Bevölkerung ausdrücklich in seinem Namen – «... vom Breitwieser!» – angedeihen ließ, verhalf ihm aber nicht nur zu allgemeiner Beliebtheit, sondern ebenso zu fast unangreifbarer Sicherheit: Breitwieser konnte in Meidling in nahezu jedem Haushalt untertauchen. Dankbarkeit war schon damals eine effizientere Lebensversicherung, als die damals weit verbreitete brutale Härte seiner devianten Zeitgenossen. Breitwieser wusste dies, da er selbst nie vergaß, einen erwiesenen Gefallen abzugelten.

Vor alledem aber durchlief er nach seiner ersten Verurteilung alle Stufen krimineller Aus- und Weiterbildung in den besten Schulen der bereits zusammenbrechenden k. u. k. Monarchie: den Haftanstalten und den Straße der Vorstädte.

I won't go back to jail again, I won't (Michael Mann)

Breitwiesers erste Verurteilung zu vier Wochen Kerker geschah im Jahr 1906. Der jugendliche Delinquent erfuhr gleich zu Beginn seiner Laufbahn eine Gesetzhärte, die ihm unangemessen erschien,

erscheinen musste. In den Anfangstagen seiner Gefangenschaft wunderte er sich noch über die Räumlichkeiten der Justizstrafanstalt, die bedeutend komfortabler waren als die elterliche Behausung in Meidling. Sein damaliger Verteidiger hatte im Zuge der Verhandlung noch versucht, einen Lokalausschein im elterlichen Haushalt durchzusetzen, um dem Gericht die erbarungswürdigen Wohnverhältnisse der Familie Breitwieser veranschaulichen zu können. Das Gericht jedoch wies diesen Antrag als unerheblich für die Beurteilung der Tat, eines geringfügigen Diebstahls, ab. Auch das sachlich wie emotional eindrucksvoll vorgetragene Plädoyer dieses Anwalts, welches Hermann Kraszna in seinem «Johann Breitwieser – ein Lebensbild» berührend wiedergibt, prallte ungehört von der königlich-kaiserlichen Ignoranz des Gerichtes ab und übte keinen Einfluss auf den Urteilspruch aus. Breitwieser wurde wegen eines banalen Mundraubes zu Kerker verurteilt, um im Gefängnis dann festzustellen, dass die dortigen Wohnverhältnisse seinen Bedürfnissen mehr entgegenkamen als jene zu Hause. Breitwieser schlief erstmals in seinem Leben allein auf einer eigenen Bettstatt.

Die erste Regelverletzung und konsequente Korrekionsstrafe riefen ihn schon bald in die bedrückende Wirklichkeit freiheitsberaubender Maßnahmen zurück. Die relative Bequemlichkeit konnte seinen Unabhängigkeitsdrang nicht mehr besänftigen. Johann Breitwieser wollte wieder raus.

Nach seiner Entlassung distanzierte er sich immer mehr vom elterlichen Haushalt. Mutter wie Vater waren außerstande, seine Entwicklung nach mehreren abgebrochenen Lehrversuchen noch maßgeblich zu beeinflussen. Dinge, die er von seinen Diebstählen nach Hause brachte – Lebensmittel, Geld – nahm die Mutter oft an. Aus Not eben. Sie konnte aber mit der offensichtlich

kriminellen Erwerbsmethode ihres Sohnes nur schwer fertig werden: Der «Schani» sei »vaduarn wiah die Wuascht vom Greißler Bachler ...«

All my life I wanted to be a gangster (Martin Scorsese)

Breitwieser gründete schließlich die Platte «Bruderschaft der schwarzen Larven» und verfolgte seine eigentliche Laufbahn vom einfachen, talentierten Einbrecher zum hochspezialisierten Kassenschränker, dem anerkannt besten Wiener Tresorknacker seiner Zeit. Hermann Kraszna zufolge schulten Breitwieser der intensive Erfahrungsaustausch mit Haftinsassen und das Leben auf der Straße nicht bloß in fachlich-technischer Hinsicht. Breitwieser lernte auf der Straße und in den Gefängnissen neben handwerklichen Fertigkeiten und den Kodizes der Wiener Unterwelt vor allem die Macht des Netzwerkens. Dabei ging er im Laufe der Jahre um einiges über die Stufe des weit verbreiteten Banden-geklüngels hinaus. Wie nur wenige seiner Zeit wusste er früh um die Macht des Managements und kontrollierten Delegierens. Seine Platte war kein lose zusammengewürfelter Haufen von devianzbereiten und/oder gar gewalttätigen Menschen der Straße, keine Zusammenrottung von Ausgestoßenen, um unmittelbare Bedürfnisse zu stillen; Breitwieser formierte dank seiner ihm eigenen Autorität als gestrenger Leiter seine Platte zu einer straffen Organisation, in der jede Person definierte Aufgaben zu erfüllen hatte. Nicht mehr. Nicht weniger.

Und dennoch durchlief er in den nächsten Jahren neben der wachsenden Professionalisierung seiner Einbruchstätigkeit eine ganze Reihe kürzerer Haftstrafen in diversen Strafanstalten Österreichs.

Da er in Wien zunehmend zu bekannt und gesucht geworden war, verlagerte er sein Tätigkeitsgebiet in die ländliche Umgebung Wiens,

wo er mit seiner Platte mehrere größere, erfolgreiche, spricht erst viel später aufgeklärte Einbrüche in wohlhabenden Landgütern übte. Zuletzt in der Gegend von Gießhübl. Die Beute war bereits in den Rucksäcken und die «Schwarzen Larven» auf dem Heimweg. Treffpunkt: Gasthaus Postl in der Sechshauserstraße. Die späte Mahlzeit wurde unterbrochen. Das Lokal umstellt von «Kiberer». Breitwieser ergriff die Flucht durch das noch geschlossene Fenster. Scherben splitterten und erste Schüsse hallten durch die Gassen. Breitwieser rannte und rannte, erreichte schließlich den Wienfluss, hechtete hinein und verschwand. Die Verfolger gaben auf. Vorerst. Breitwieser

gelangte in einen höher gelegenen Abwasserkanal und kroch dort unter. Seine Komplizen wurden festgenommen.

Tags darauf suchte er erstmals seit langer Zeit wieder seine Mutter auf. Aß dort. Wehrte die sorgenvollen Worte der Mutter beschwichtigend ab. Auch diese Mahlzeit wurde unterbrochen. Wieder zwei Kiberer. Breitwieser versuchte vergebens sich als sein Bruder auszugeben, stieß die beiden zu Boden und floh abermals.

Ein Berittener beendete zuletzt diese Tage dauernde Verfolgung und Breitwieser wurde 1912 abermals verurteilt. Zu vier Jahren Zwangsarbeit. Zu verbüßen in der eben erst eröffneten Strafanstalt

Wir brauchen:
BÜCHER FÜR DEN DEUTSCH-KURS

AUGUSTIN
DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG
www.augustin.or.at

Mit einer Spende von EUR 16,65 unterstützen Sie eine/n unserer Verkäufer/innen bei der Teilnahme am wöchentlich stattfindenden D-Kurs mit dem Begleitbuch zum Unterricht.

Danke!

BAWAG, BLZ 14000, Ktnr. 05 010 666 211
KENNWORT: D-KURS

Garsten. In Oberösterreich. Hochsicher. Weit ab von Wien. Kein lokales Netzwerk. Breitwieser wusste früh um die Unmöglichkeit einer Flucht.

Jakob Lediger

Wird fortgesetzt

I N F O

Johann «Schani» Breitwieser
*13. 4. 1891 +1. 4. 1919 in Wien/St. Andrä bei Wörtern
Quellenauswahl
Johann Kraszna: Johann Breitwieser – Ein Lebensbild 1925
Maderthaner, Musner: Die Anarchie der Vorstadt 1999
<http://breitwieserschani.at/literatur.html>

T-Shirts übers Web: www.outlawlegend.at
vor Ort: Yppig, Brunnenmarkt/Yppenplatz 5, 1160 Wien; Sa., 11–15 Uhr

Eltern kämpften um Niederlassungsrecht, die Tochter für das Recht auf Bildung

Andra, die dunkle Knittelfelderin

In der steirischen Stadt Knittelfeld gibt's eine ansehnliche rumänische Kolonie. Aus dieser hat sich Andra Staicu, heute 26 Jahre alt und angehende Sozialarbeiterin, herauskatapultiert, aus eigenem Antrieb. Siehe da: Good News im Augustin! Blöd, dass in dem Moment, als diese Zeilen in den Computer getippt wurden, die Meldung veröffentlicht wurde, dass jede Fünfte, jeder Fünfte der Unter-30-Jährigen die unsägliche Rosenkranz gewählt hatte. 22 Prozent für eine Partei, die verhindern will, dass sich Andras Beispiel wiederholt – wohl wissend, dass Österreich ohne Zuwanderung bald ruiniert wäre ...

Ende Jänner, Anfang Februar 1990 reiste die damals fünfjährige Andra Staicu gemeinsam mit ihren Eltern im Auto von Bukarest nach Graz. Der «Onkel in Graz» – der Cousin von Andras Mutter – sollte besucht werden. Dieser arbeitete als Balletttänzer an der Grazer Oper. Nach dem frühen Tod seiner Eltern hatte ihn in Rumänien nichts mehr gehalten, und da er als Künstler vom kommunistischen Regime privilegiert war, hatte er das Land schon vor Jahren aus Karrieregründen verlassen dürfen. Ein zweiwöchiger Verwandtenbesuch in Österreich sollte es also werden. Dementsprechend leicht war das Gepäck der Staicus. Unausgesprochen schien jedoch klar zu sein: Nach Rumänien zurück wollte man nicht.

Noch vor dem Sturz des Ceaușescu-Regimes hatte Andras Vater versucht, ein Visum für Griechenland zu bekommen. Doch hätte er dazu Frau und Kind als Pfand in Rumänien zurücklassen müssen. An den Demonstrationen gegen den Diktator im Dezember 1989 hatte er selbst teilgenommen. Jetzt, nach der Hinrichtung von Nicolae Ceaușescu und dessen Frau Elena am 25. Dezember 1989, mitten im politischen Chaos, bot sich die Gelegenheit, «abzuhauen». Aufgrund der ausgezeichneten Französisch-Kenntnisse von Andras Mutter boten sich Frankreich oder Belgien als Zieldestinationen an.

Nach der Ankunft in Graz und dem Besuch bei Andras Onkel stellte Familie Staicu zunächst einen Asylantrag in der Erstaufnahmestelle Traiskirchen in Niederösterreich. Im Zuge der Antragstellung verbrachte Andras Familie etwas mehr als eine Woche im dortigen Flüchtlingslager. Andra hat keine persönlichen

Erinnerungen an diese Tage. Ihre Eltern sprechen nicht gerne darüber – lange Zeit wusste Andra gar nicht, dass sie als Kind in Traiskirchen gewesen war. Nach diesem kurzen Aufenthalt in Niederösterreich ging es wieder zurück in die Steiermark, diesmal in die 1200-Seelen-Gemeinde St. Marein bei Knittelfeld.

Die Informatikerin als Putzfrau

Dort wurde Familie Staicu in einer Pension untergebracht, welche der Aufsicht der Caritas Steiermark unterstand. In diesem «Riesenbauernhaus», erinnert sich Andra, wohnten damals viele rumänische Flüchtlinge. Jede Familie hatte ihr eigenes Zimmer. Freilich kam es in der Pension auf engem Raum auch zu Konflikten unter den Bewohnern, doch die Staicus hatten Glück: Die Leiterin der Einrichtung – «a g'standene Bäuerin» – war «a Traum», schwärmt Andra auf Steirisches.

Sechs Monate nach der Asylantragstellung kam der negative Bescheid aus Traiskirchen. Lange Zeit lebte die Familie nun von einem 3-Monats-Visum zum nächsten. Zum Zeitpunkt der Flucht waren Andras Eltern etwas über dreißig Jahre alt. Andras Vater hatte einen Abschluss als Diplomingenieur und war in Bukarest in einem staatlichen Installationsbüro tätig gewesen, Andras Mutter hatte als Wirtschaftsinformatikerin in der EDV-Abteilung eines Textilbetriebs gearbeitet. Nun war Andras Vater Hilfsarbeiter, und Andras Mutter war Putzfrau. Daneben besuchten sie Deutschkurse. Glücklicherweise fand Andras Mutter bald einen Job als Programmiererin in Leoben, wo sie bis heute angestellt ist. Bei Andras Vater dauerte die berufliche Integration etwas länger. Nach Fortbildungen im IT-Sektor fand auch er schließlich Arbeit als Programmierer. Auch hier war Glück im Spiel: Der Deutschlehrer von Andras Eltern war selbst Rumäne aus Siebenbürgen und unterstützte die Familie sehr. Da Andras Eltern nun einer geregelten Beschäftigung nachgingen, bekamen sie eine Niederlassungsbewilligung.

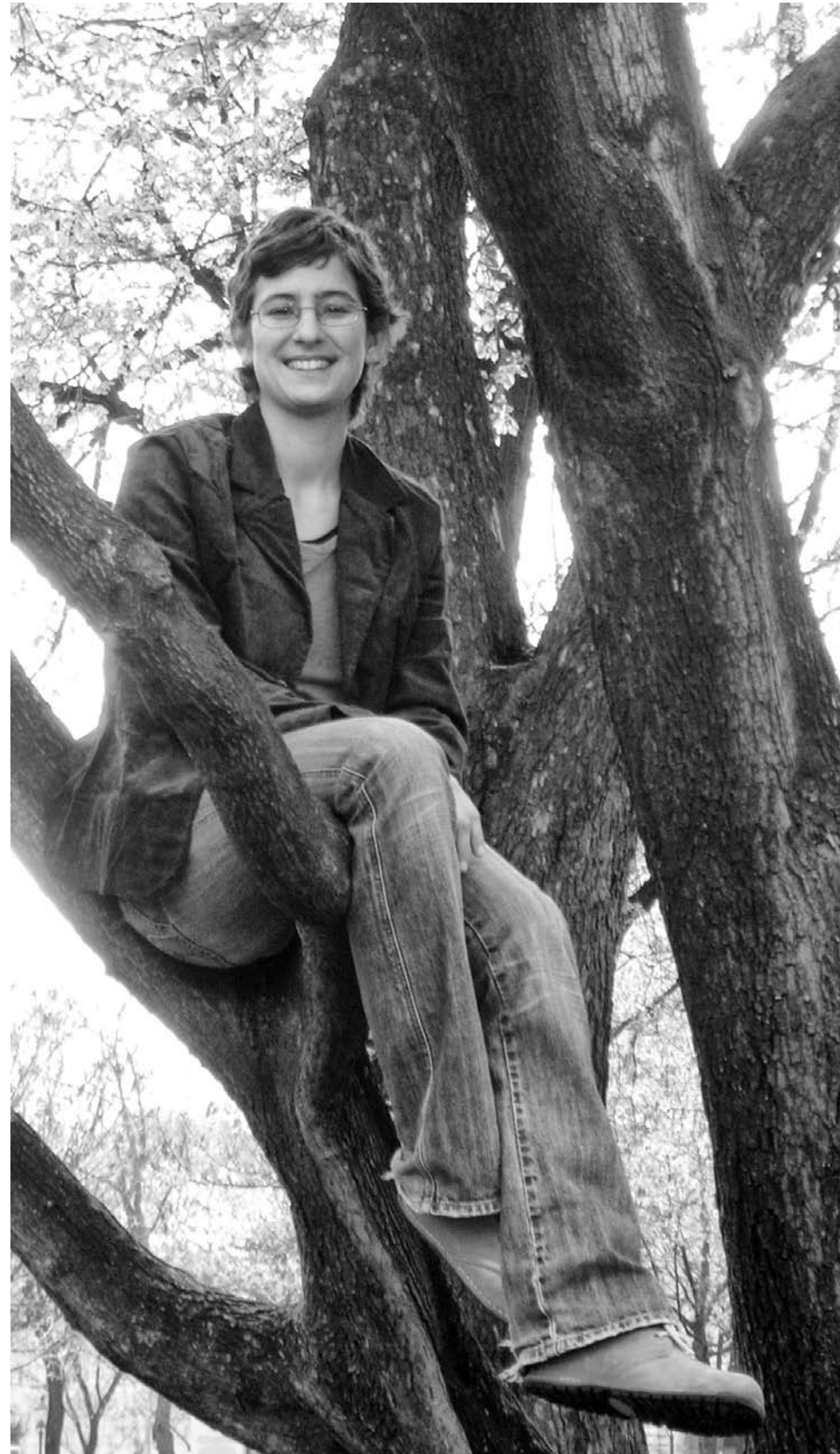
Schließlich beschlossen Andras Eltern, in Österreich zu bleiben. Nicht nur Andras Grazer Onkel, sondern auch die Leiterin der Pension in St. Marein und Andras erste Volksschullehrerin, halfen in der anfangs fremden Umgebung. Immer wieder hatte man «Glück mit den Leuten» gehabt. Die Volksschullehrerin vermittelte den Staicus ein kleines, baufälliges Haus in Knittelfeld, für das sie monatlich nur 400 Schilling

(ca. 30 Euro) zahlen mussten – unter der Bedingung, dass Andras Vater die Renovierung des Hauses in Angriff nehmen würde. Nach dem Tod der Vermieterin musste Andras Familie dieses Haus zwar verlassen, doch mit der Volksschullehrerin und der Leiterin der Pension in St. Marein ist man heute noch befreundet. 1996 erhielten die Staicus die österreichische Staatsbürgerschaft.

Steirisches Siebenbürgen

Heute sind ca. 10 Prozent der 12.000 EinwohnerInnen von Knittelfeld rumänischer Herkunft. In diesem Mikrokosmos gehören die Staicus zu den wenigen, die aus Bukarest stammen und einen akademischen Hintergrund haben. Die meisten RumänInnen von Knittelfeld sind nämlich Hackler aus Sibiu/Hermannstadt in Siebenbürgen. Diese Unterschiede in der regionalen und sozialen Herkunft waren auch der Grund, warum Andra anfangs kaum mit der rumänischen Gemeinde von Knittelfeld zu tun hatte. Es war eher ihr Vater, der stets Kontakte zu seinen rumänischen Kollegen in den lokalen Installationsfirmen unterhielt. Mit der Zeit halfen manche von ihnen bei der Renovierung des Hauses mit. So lernte auch Andra ihre rumänischen NachbarInnen näher kennen. Ihre Eltern hatten sich in der Zwischenzeit – wohl auch aufgrund ihres hohen Bildungsniveaus – schon gut in die österreichische Gesellschaft eingefunden. Aus diesem Grund fiel ihnen auch der Umgang mit österreichischen Behörden leichter als ihren Landsleuten.

Mit der Zeit wuchs Andra in die Rolle einer sprachlichen und kulturellen Mittlerin hinein. Nachdem sie anfangs noch für ihre Eltern gedolmetscht hatte, half sie später als Teenagerin auch anderen rumänischen Familien bei Behördengängen und übersetzte bei Bedarf behördliche Schriftstücke. Da die Eltern beide berufstätig waren, aber auch, da sie darauf bestanden, dass Andra möglichst gut Deutsch lernen sollte, steckten sie sie in das Tagesinternat des strengen Abteigymnasiums Seckau – später wechselte Andra dann ins öffentliche Gymnasium. Die Zeit im Internat half ihr zwar beim Deutschlernen, führte aber auch dazu, dass Andra das Rumänische für eine Weile zu sprechen verlernte. Dazu kam, dass die Visapflicht zwischen Rumänien und Österreich noch aufrecht war, die Kontakte zu den Verwandten in Bukarest blieben dementsprechend spärlich.



Andra Staicu (26): Eine Rumänin aus Knittelfeld in Wien

Andra schließlich die Möglichkeit, Rumänien abseits des familiären Umfelds näher kennen zu lernen. Der rumänische Staat zahlte ihr als Auslandsrumänin einen Sommer-Sprachkurs im südumänischen Städtchen Sinaia. Dabei lernte sie eine Rumänin aus Deutschland kennen, die eine ähnliche Geschichte hatte wie sie, und gemeinsam machten sie eine Tour quer durchs Land.

Nicht nötig, sich national zu definieren

Nach der Matura ging Andra nach Wien, mit dem Ziel, sich an der Universität zur Dolmetscherin für Deutsch, Rumänisch und Englisch ausbilden zu lassen. Daneben begann sie auch ein Studium der Slawistik und Romanistik. Doch die Uni langweilte sie bald, die Jobs als Konferenzdolmetscherin ebenfalls. In der Sozialarbeit jedoch war Andra «immer schon irgendwie mit einem Fuß drinnen» gewesen, wie sie erzählt. Von den frühen Dolmetsch-Erfahrungen als Teenagerin über die spätere Tätigkeit bei den Kinderfreunden und als Nachmittagsbetreuerin im Internat bis zur derzeitigen Beschäftigung als Nachhilfelehrerin, als Streetworkerin beim Verein Wiener Sozialprojekte und als Betreuerin für Wohnungslose. Die Arbeit mit Menschen hat ihr bisher immer am meisten Spaß gemacht, das Bedürfnis nach Kommunikation ist geblieben. Seit Oktober 2009 studiert sie deswegen Sozialarbeit an der FH Campus Wien.

Heute ist Andra 26 Jahre alt. Sie habe das Glück gehabt, kaum je persönlich mit Rassismus konfrontiert gewesen zu sein, meint sie. Zwei, drei Vorfälle habe es schon gegeben, aber da habe sie sich schon zu wehren gewusst. Oft werde sie gefragt, woher sie komme, und aufgrund ihres dunklen Teints halte man sie immer wieder für eine Inderin, schmunzelt sie. Sie selbst hält es nicht für notwendig, sich national zu definieren. Zuhause fühle sie sich bei ihren Freundinnen und Freunden, in Bukarest, Wien, Knittelfeld oder sonst wo. Durch den Rassismus in Österreich fühle sie sich nicht persönlich bedroht, aber das Thema berühre sie sehr, und sie Sorge sich um die Menschen, die sich nicht so gut wehren könnten. Andra glaubt daran, dass Stereotype durch Begegnung abgebaut werden können. Wirklich wichtig sei es, dass die Menschen lernten, das Leben gemeinsam zu genießen. Andras Geschichte ist ein Beispiel dafür, dass es möglich ist.

Text & Foto: Niko Katsivelaris

Mit 14 Jahren begann Andra wieder vermehrt, sich für Rumänien und die rumänische Sprache zu interessieren. Vor allem seit dem Fall der Visa-Pflicht im Jahr 2000 – und schließlich mit dem EU-Beitritt Rumäniens am 1. 1. 2007 – wurden die Familienbesuche einfacher und häufiger. Auch das Internet und Skype sind wichtige Werkzeuge geworden für die Aufrechterhaltung der familiären Bindungen

nach Bukarest. Dort hat man sich in der Zwischenzeit an den Gast aus Knittelfeld gewöhnt. Anfangs, erzählt Andra, habe man ihr in Rumänien stets «einen großen Empfang» bereitet, weil sie als «die Österreicherin» vermeintlich «anderes gewohnt» sei, doch mit den Jahren hätten ihre Verwandten schließlich aufgehört, sie in diesem Sinn als «besonders» zu betrachten – was ihr sehr angenehm sei. 2004 bekam

«Endlich ist der LKW voll. Mindestens hundertfünfzig Personen»

Illegal nach Europa

Fabrizio Gatti ist der Günter Wallraff Italiens. Einmal gibt er sich als Rumäne aus und recherchiert in Italien, für sein nun in deutscher Sprache vorliegendes Buch «Bilal» reist er als teilnehmender Beobachter mit auswanderungswilligen AfrikanerInnen durch die Wüste bis ans Mittelmeer, um deren Strapazen zu dokumentieren.

Mit alten, klapprigen LKWs geht es tagelang durch die Sahara, durch die Staaten Mali, Niger und Libyen, deren Grenzen postkolonial zum Teil mit dem Lineal gezogen worden und heute schwer zu kontrollieren sind. Unterwegs auch durch die Wüste Algeriens, ständig Plünderungen durch BanditInnen, SoldatInnen oder PolizistInnen ausgesetzt: Nahezu bei jeder Kontrolle durch eine der genannten Gruppen muss Schmiergeld bezahlt werden. Zum Beispiel bei einer Polizeikontrolle wenige Kilometer östlich von Agadez, Niger: Für die Nigerianer läuft es schlechter. Vielleicht weil in Nigeria kein offiziell anerkannter Bürgerkrieg herrscht. Die Nigerianer werden hinter das Wartehäuschen geführt. Sie kehren mit gesenktem Blick, Tränen in den Augen und sicherlich mit weniger Geld in der Tasche zurück. Das Prügeln und Filzen dauert eine ganze Stunde, dann können wir weiterfahren. Ein Einziger nimmt sein Gepäck. Die anderen hatten nichts. Langsamem Schrittes, wie jemand, der nichts mehr zu erwarten hat, kehren sie in westliche Richtung zurück. «Sie mussten aussteigen, weil sie weder Geld, Schuhe noch Kleider hatten, um sie den Polizisten zu schenken», sagt jemand. Die zwanzig gehen zu Fuß zurück nach Agadez. Obwohl sie für die Fahrt bezahlt haben.

An den LKWs, die durch die Wüste fahren, hängt eine Traube von Menschen und – so vorhanden – deren Gepäck. JedeR Reisende muss selbst für sein Essen und Trinken sorgen

und beschriftet seine Wasserkanister mit seinem Namen oder einem eindeutigen Kürzel. Manche führen freilich gar nichts mit sich, müssen sogar ihre Schuhe verkaufen, um weiter zu reisen. Andere bleiben z. B. in der Oase Dirkou hängen, im Norden von Niger, irgendwo zwischen Sahara und Ténéré-Wüste gelegen. Immer wieder trifft Fabrizio Gatti Menschen, die sich selbst als *stranded people* bezeichnen. Für Frauen ist in dieser Lage Prostitution oft die einzige Möglichkeit, um an Geld zu kommen – der Weg in moderne Formen von Sklaverei somit nahezu unausweichlich.

Gestrandet in der Wüste

Unterwegs beobachtet Gatti Karawanen aus vergangenen, nur scheinbar friedlicheren Zeiten: Kamele, die in langer Reihe gleichsam im Zeitlupentempo durch die Wüste ziehen. Denn: Die Transsahara-Route war auch in vergangenen Jahrhunderten ein Weg des Menschenhandels in Afrika und erreichte zwischen 1800 und 1880 mit rund 1,1 Millionen gehandelten Menschen einen traurigen historischen Höhepunkt. Sklaverei war in den Königreichen Ghana, Mali und Songay auch vor der Kolonialzeit alltägliche gesellschaftliche Realität.

Während heute die einen buchstäblich ihr letztes Hemd verkaufen, um Afrika hinter sich zu lassen, verdienen die anderen prächtig am Geschäft mit der Hoffnung auf Europa. Fabrizio Gatti rechnet vor, wie viel das Geschäft der Schlepper abwirft: Endlich ist der LKW voll. Mindestens hundertfünfzig Personen. Hundertfünfzig Tickets zu fünfundzwanzigtausend Francs. Fast sechstausend Euro.

Akribisch verfolgt und beschreibt er das Schicksal von Auswanderungswilligen: etwa von James und Joseph, zwei jungen Männern aus Liberia, die es – trotz gültigen Reisepässen und bestehenden Einladungen zu einem wissenschaftlichen Kongress in Slowenien – nicht schaffen, Afrika zu verlassen. Nach einer monatelangen



Nach der Fahrt auf dem LKW durch die Wüste geht es in überfüllten Booten weiter nach Lampedusa

Odyssee, in deren Verlauf sie in Libyen stranden, kehren sie entmutigt zurück nach Westafrika. Gatti drückt den E-Mail-Wechsel mit den beiden ab – und dies ist eine bemerkenswerte Passage des Buches, weil die E-Mails von James und Joseph von einer Verschärfung der Stimmung gegenüber MigrantInnen in Libyen berichten: In Libyen ist die Lage jetzt sehr schwierig. Viele haben keine Arbeit, hinzu kommen sprachliche Barrieren und der Rassismus. Im Moment schlafen wir auf einem Autoparkplatz, aber wenn wir etwas Geld haben, werden wir sicher ein Zimmer finden.

Lampa Lampa = Lampedusa

Eindrucksvoll schildert Gatti seinen und den Weg der nach Europa Wolenden und sich Schritt für Schritt mehr in Abhängigkeit Begebenden – gleichzeitig den absurden Traum von einer Fußball-Karriere bei AC Milan oder Inter Mailand träumend.

Um nach Europa zu gelangen, riskieren die Auswanderungswilligen nicht nur Geld, sondern ihr Leben: Ständig in Gefahr, bei einer Autopanne in der Wüste zu verdursten. Denn im Gegensatz zu Expeditionen

bewegen sich die Schlepper nicht im Autokonvoi, sondern mit einzelnen Fahrzeugen, weil ein Konvoi zu auffällig wäre. Ist der Weg bis zur libyschen oder algerischen Küste geschafft, wartet noch die gefährliche Überfahrt in überfüllten Booten nach Lampedusa – die Insel kennen viele vom Hörensagen und nennen sie «Lampa Lampa». Aus dem Auffanglager dort, berichtet der letzte Teil des Buches: Gatti springt ins Wasser, lässt sich an den Strand spülen und gibt sich als irakischer Staatsbürger namens Bilal aus, um *under cover* im Auffanglager von Lampedusa zu recherchieren. Die Ergebnisse sind bedrückend und zeichnen ein Bild von Willkür und unmenschlichen Lebensbedingungen im Lager, das durchaus an Berichte aus der NS-Zeit erinnert.

Ein wichtiges Buch zu einem leider höchst aktuellen Thema. Spannend und gut geschrieben. Lesen!

Jürgen Plank

I N F O

Fabrizio Gatti: «Bilal – Als Illegaler auf dem Weg nach Europa» (Kunstmann: München: 2010) € 24,90, 460 Seiten, www.kunstmann.de

«Sind alle Menschen»

Radovan Tomas führt in der Ottakringer Straße ein modernes Integrationshaus – für Fußballer. Von Uwe Mauch (Text) und Mario Lang (Foto)

Einige Profi-Milchgesichter vom SK Rapid schlüpfen bei ihm in extrazartes Leder, lassen sich ihr Schuhwerk lieber von ihm als vom dreistreifigen Sponsor anpassen. Doch will er das gar nicht an die große Glocke hängen. Lieber nimmt er jetzt seine Frau Jasna in den Arm. Er liebt sie. Er schätzt sie. Und er redet auch dann gut von ihr, wenn sie gerade nicht neben ihm ist.

Aber bitte lesen Sie weiter!

Dies ist die Geschichte von Radovan Tomas, der vor zwanzig Jahren von daheim, von einer kleinen serbisch dominierten Stadt im Nordwesten Bosniens auszog, um hier auf der Ottakringer Straße sein Glück zu finden. Sein Glück als wohl integrierter Geschäftsmann, sein Glück als wohl integrierter Familienmensch.

Rado, wie ihn seine Freunde nennen, führt mit seiner Frau auf Nr. 59 ein 400 m² großes, gut bestücktes Fußball-Fachgeschäft.

Seine Frau ist Kroatin. Aber was spielt das hier für eine Rolle? Auf Kleiderbügeln hängen friedlich nebeneinander: Die Trikots der österreichischen, der serbischen und der kroatischen Fußballnationalmannschaft. Wiens Fußballer sind also gut beraten, wenn sie zu Rado kommen. Und sie kommen. Egal, was in ihren Geburtsurkunden steht. Für Rado «sind alle Menschen». Mit oder ohne Migrationshintergrund.

Kennen gelernt hat er seine Frau in Wien: «In einem Jugo-Lokal am Gürtel.» Im Winter, Ende 1991. Er war damals gerade 23 Jahre alt, schon damals nicht stolz auf das, was seine serbischen Landsleute ihren Nachbarn in Vukovar antan haben. Auch er hat die Bilder im Fernsehen gesehen. Doch haben Radovan und seine sieben Jahre jüngere Jasna schnell erkannt, dass



ihre Liebe stärker ist als die Ressentiments der Chauvinisten auf beiden Seiten der Donau.

Ein Liebesbeweis auf Serbo-Kroatisch – die beiden sind sich einig: «Wir waren vielleicht schon etwas reifer, als man in unserem Alter hätte sein müssen.»

Der Sportler Rado stammt aus Prijedor, einer 70.000-Einwohner-Stadt, ganz im äußersten Zipfel Bosniens, an der Grenze zu Kroatien, einer Stadt, die seit jeher von einer Eisenmine lebt und in der man sich bis heute für Fußball begeistert. Er hat mit 17 in der ersten Mannschaft von OFK Prijedor debütiert. Damals in der dritthöchsten Liga Jugoslawiens, in der auch Hochbegabte wie Ivica Vastić heranreiften. Nach der Matura ging er für ein Jahr zur JNA, zur Volksarmee. Danach schaffte er auf Anhieb die Aufnahmeprüfung an der juristischen Fakultät in Belgrad.

«Ja, vielleicht war es ein sechster Sinn», erklärt der Sportartikelverkäufer heute. Denn er wurde dann nicht Anwalt in Belgrad, sondern folgte im Winter 1990 seinen drei Schwestern nach Wien, um hier als Fußballer Fuß zu fassen. Der Sprung in die österreichische Bundesliga blieb ihm versagt, dafür fand er Arbeit, Anerkennung und vor allem auch Freunde beim Konsum und in der Regionalliga Ost.

Als der rote Riese («eine durch und durch soziale Firma») im Jahr 1994 endgültig zu röcheln aufhört, wagen Rado und Jasna, die in Wien die Handelsschule absolviert hat, den Schritt in die Selbstständigkeit: In der Veronikagasse, einem Seitenarm der Ottakringer Straße, eröffnen sie ihren ersten Shop. Für Fußballer. Was sie damals nicht wissen können, vielleicht nicht einmal zu träumen wagen: dass damit eine Wiener Erfolgsgeschichte ihren Lauf nehmen soll.

Rado ist kein Mann der neuereichen Gesten. Jenes Farbbild, das ihn gemeinsam mit seinem Sohn und dem montenegrinischen Fußballidol Dejan Savičević in einem Café in der Ottakringer Straße zeigt, ist wohl schön gerahmt, jedoch im Büro verräumt. Nur für Freunde holt er es hervor. Dass mehr als zwanzig Wiener Fußballvereine exklusiv bei ihm einkaufen, die meisten aus dem Westen der Stadt – auch das gibt er nur dann preis, wenn man ihn danach fragt.

Rado ist aber sehr wohl ein Mann der klaren Worte: «Ich habe Angst vor diesen Leuten, die sich bei uns Serben reinraunen und in Wahrheit nur Hass schüren wollen.» Sein Geschäft auf der «Balkanmeile», die von denselben Leuten verteuert wird, sei der beste Beweis dafür, dass man auch ehrlich miteinander

kann: Mit dem früheren Co-Trainer von den Rapid Amateuren, heute übrigens sein Angestellter, spricht er im besten Wienerisch. Mit den drei geschmeidigen Burschen aus dem nahe gelegenen Park wiederum in einer Sprache, die diese besser verstehen. Seine Überzeugung in der täglichen Arbeit: «Für mich ist Nationalität kein Argument.»

Auf die Frage, was er sich wünscht, sagt Tomas Bemerkenswertes: «Dass jeder Wiener einmal die Chance bekommt, in einer fremden Stadt, in einer fremden Kultur zu leben, um zu sehen, wie es einem dort ergehen kann.» Toleranz bedeutet für ihn, dass er auch auf Menschen aus der Türkei offen zugeht: «Da gibt es einige, die in Wien zum ersten Mal in ihrem Leben eine Ampel gesehen haben. Das sollte man respektieren.»

Und dann wünscht er sich noch: «Dass in Österreich mehr Fußball gespielt und weniger Fußball gearbeitet wird.» Das wünscht er sich auch aus eigenem Interesse: Sein neunjähriger Sohn trainiert und spielt inzwischen für seinen alten Stammverein, den Post SV.

Die Serie «Lokalmatadore» erscheint seit mehr als zehn Jahren im «Augustin». Das gleichnamige Porträtbuch kann auch per Mail bestellt werden: mario@augustin.or.at.

№ 225



LOKAL-MATADOR

Radovan Tomas punktet heute auf der «Balkanmeile»

FS Elektra – Traditionsverein, Ex-Werksverein und Ausbildungsverein

Lassen wir es funken

Der zweite Wiener Gemein-debezirk beherbergt mit dem Happel-Stadion zwar das Herz Fußball-Österreichs, im Vereinsfußball spielt die Leopoldstadt aber nicht ganz vorne mit. Nicht mehr. Oder noch nicht?

1894 wurde der Vienna Cricket and Football-Club im Prater gegründet, 1897 der noble WAC. 1915 wanderte der erste Meistertitel in den Zweiten. Es sollte zugleich der letzte für den WAC bleiben, der sich inzwischen dem Landhockey verschrieben hat. In der Leopoldstadt konnte man aber schon zehn Jahre später wieder einen Fußballmeister bejubeln, die legendäre Hakoah-Mannschaft rund um Béla Guttmann. Der Verein wurde 1938 von den Nazis zerschlagen und existiert als Hakoah Tel Aviv in der israelischen Liga bis heute weiter. Mittlerweile erfreut sich die Hakoah Wien wieder reger Aktivität, eine Fußballsektion gibt es aber leider nicht.

Fußballsektion ist aber schon das Stichwort für einen weiteren Traditionsverein im Zweiten. Die Fußballsektion (kurz: FS) Elektra wurde in

den 1920er-Jahren von den Bediensteten des Kraftwerks Engerthstraße gegründet. Als Werksverein der Wiener Elektrizitätsbetriebe dementsprechend sozialdemokratisch orientiert, wurde die Elektra zu Zeiten des Austrofaschismus aufgelöst. Unmittelbar nach dem Kriegsende wurde der Verein reaktiviert und erlebte gleich die erfolgreichste Phase seiner Geschichte. Nach dem Meistertitel in der Wiener Liga 1950 spielte man in der Saison 50/51 in der Staatsliga A, der damaligen Bundesliga. Drei

Siege und ein Unentschieden blieb die magere Ausbeute, dabei sein war alles. In den folgenden Jahrzehnten pendelte sich das Niveau zwischen Regional- und Wienerliga ein, seit 15 Jahren gastiert man nun in der Oberliga.

Privilegien passé

«In der Brause hat man nur das Wasser gehört», berichtet Kampfmannschafts-Trainer Hans Astl von der gedämpften Stimmung der Mannschaft



Als Student aus dem Weinviertel fand Josef Jansky die FS Elektra im zweiten Bezirk – er ließ sich auf eine vielschichtige Beziehung ein

nach der 0:2-Heimniederlage gegen Hellas Kagraan am 22. Spieltag. «Das heutige Match hat gezeigt, dass unsere Spieler von der Robustheit her noch nicht mithalten können. Heute haben uns 10 cm und 20 Kilo gefehlt. Aber die Jungen sind jetzt so weit, dass wir es über das Spielerische kompensieren können.» Aber kann sich so ein gestandener Verein nicht eine mit Routiniers gespickte Werkselb halten? «FS Elektra war eine Sektion des Kultur- und Sportvereins von Wienstrom. 2003 ist Elektra als eigenständiger Verein ausgegliedert worden. Das heißt, für uns hat sich zwar im Hinblick auf die Platznutzung nichts verändert, aber was das Aufstellen des Budgets betrifft, weht jetzt schon ein anderer Wind.» Geschäftsführer Josef Jansky zerstört meine Illusion der leidenden Homer-Simpson-Jobs der Elektra-Kicker bei der Wien Energie. «Einem Spieler irgendwo im E-Werk eine Arbeit zu vermitteln, das spielt es einfach nicht mehr. Wir strecken uns wirklich nach der Decke und setzen deshalb verstärkt auf den Nachwuchs.»

Jansky, dem Studium wegen aus dem Weinviertel nach Wien gezogen, suchte einen Fußballverein im Zweiten und fand die Elektra. «So

ausgeglicheneren Wettbewerb in der obersten Frauenspielklasse gehofft. Schmecks – auch ohne die Superdribblerin haben sich die Wienerwäldlerinnen schon weit vor Meisterschaftsende uneinholbar vorne festgesetzt. Im oberen Play-off bleibt deshalb nur der spannende Kampf um die kleine Wurst – die Vizemeisterschaft. Am aussichtsreichsten haben sich diesbezüglich die Spielerinnen des SK Kärnten in Stellung gebracht, die am 15. Mai bei Union Landhaus gastieren. Der ehemalige Rapid- bzw. LASK-Spieler Hans Gröss ist als Trainer mit seinem gemeinsam mit seiner Frau vor sechs Jahren initiierten Grassroots-Projekt binnen Rekordzeit in die erste Liga gestürzt. Die Kärntnerinnen könnten – bei entsprechend solider Weiterverfolgung des engagierten Nachwuchskonzepts – in den kommenden Jahren der Neulengbach-Truppe von Olga Hutter ernsthafte Konkurrenz machen.

Jochbergengasse, 1210 Wien
Tel.: (01) 292 42 71
Öffis: U6 Floridsdorf, 31

Totocup-Finalsiege: Ernst-Happel-Stadion, Dienstag, 18. Mai. Nach längerer Zeit kehrt der traditionsreiche Totocup mit seiner Finalphase dorthin zurück, wo vor nicht allzu langer Zeit ein gewisser Fernando Torres dem deutschen Nationalteam die Grenzen aufzeigte: ins Happel-Stadion. Vier Teams standen bei Redaktionsschluss noch im Bewerb, und sowohl die Gewinner als auch die Verlierer der Halbfinalpartien wird man am Dienstag vor Pfingsten im riesigen Areal bestaunen können: Neben den hochkarätig aufspielenden Stadtligisten Columbia Floridsdorf, FC Stadlau und Titelverteidiger Post SV kann sich der Oberligist FC Süßenbrunn gewisse Außenseiterchancen ausrechnen – steht doch in den Reihen des bosnisch dominierten Teams mit Dragan Bodul ein Routinier und ehemaliger Spieler des Kapferberger SV.

Meiereistraße, 1020 Wien
Tel.: (01) 728 08 54
Öffis: U2 Stadion

HN

KICK-TIPP

2. Klasse A: FC Polska – FC Stolzenberger; Samstag, 15. Mai, 15 Uhr. Die selbstverständlich weißrot beflaggten Mannen vom Polska FC könnten bei weiterhin entsprechender Punktesammlung als Aufsteiger den Durchmarsch in die 1. Klasse bewerkstelligen, wo man vermutlich auf ebenbürtigere Kontrahenten treffen würde als die diesmaligen Gäste vom FC Stolzenberger: 0:8 lautete das Resultat der herbstsaisonalen Demütigung der stolzen Berger durch die Polen. In Anlehnung an die polnische Nationalhymne sollten sich die Gäste wenigstens unter dem Motto «Noch hat Polen nicht gewonnen» gegen ein weiteres drohendes Desaster stemmen.

Hervicusgasse 13–15, 1120 Wien
Tel.: 0 664 500 86 80
Öffis: U6 Niederhofstraße, 63A

Frauenliga: USC Landhaus – SK Kärnten Frauen; Samstag, 15. Mai, 16 Uhr. Nach dem Weggang der über- ragenden Brasilianerin Rosana von Neulengbach haben wohl manche insgeheim auf einen

COACHING ZONE



Keine Angst

Der April war auch für die Augustin-Fußballmannschaft extrem wechselhaft. Fast täglich gab es Neues. Das Wichtigste in Kürze:

14. April: 48 Stunden vor dem geplanten Showdown zwischen Schwarz-Weiß Augustin und den Fahrscheinspendern vom FC Schamott auf dem Sportclub-Platz Spiel-Absage wegen Dauerregens! Vertagung auf Herbst.

15. April: Für eine Stimmungsumkehr sorgt der Bruder der verstorbenen Musiker-Legende Hansi Lang. Er spendiert uns einen Satz neuer Dressen – mit der Aufschrift «Keine Angst». Danke vielmals! Es wird somit der Augustin-Elf vorbehalten sein, Hansis ewig gültigen Aufruf mit breiter Brust auf Wiener Fußballplätzen weiter zu tragen.

22. April: Meister wird man nur, wenn man auch jene Spiele gewinnt, die man am Ende eigentlich nicht gewinnen dürfte. Nach dem 13:9-Arbeitssieg gegen das Kurier-Redaktionsteam (vor einer Kamera des staatlichen mexikanischen Fernsehens!) müsste man demnach die Augustiner auf der Rechnung haben. Die Frage ist nur: in welcher Liga?

23. April: Die intensivsten sieben Minuten in der siebenjährigen Geschichte des SW Augustin. Die Rollstuhl-Basketballer von den Vienna Lofric Dolphins haben uns zu einem Benefiz-Spiel eingeladen. Wir nehmen also in den Rollis Platz, und ehe wir es uns versehen, steht es 0:24. Danke für die große Show! Das tolle Team des wurf- und stimmungswaltigen Präsidenten Robert Lambrechter hätte sich in der Tat ein bisschen mehr Aufmerksamkeit verdient.

25. April: Training auf dem Slovan-Platz – bereits eine Vorbereitung auf die Quali für den Ute-Bock-Cup. Die soll am Freitag, dem 4. Juni, auf dem Sportclub-Platz gespielt werden. Vor dem letzten Heimspiel des WSK gegen Würmla. Soll? Wenn der Augustin in Dornbach erwartet wird, regnet es gerne.

25. April: Nach dem Training sagen etliche Spieler ihr Kommen zu. Am 19. Mai wird Kollege Hömal mit dem Stimmgewitter Augustin und den Seven Sioux im «Flex» beim Donaukanal lautstark die neue CD «Schmankerl der Schöpfung» aus der Taufe heben.

Keine Angst, Hömal, wir werden da sein!

Uwe Mauch



FOTOS: MEHMET ENIR

Der Ex-Werksverein der Wiener Elektrizitätsbetriebe nutzt zwar noch immer die traditionelle Anlage nebst dem Happel-Stadion, doch die Geldströme versiegt

bin ich im Sommer 2003 als Spieler hergekommen. Mir hat die Anlage und die Nähe zu meinem Wohnort gefallen.» Eins ergibt das andere, und so war Jansky durch die Jahre Nachwuchstrainer, Jugendleiter, sportlicher Leiter, Geschäftsführer und Co-Trainer. Ein paar Jobs konnte er wieder loswerden, etwa den des Jugendleiters. Und in Ernst Leitner fand man nicht nur einen erfahrenen Trainer, sondern auch einen Ex-Elektra-Spieler, der das Umfeld seit Jahrzehnten kennt.

Leitner stimmt mit seinen Trainerkollegen überein, wie der einzige seriös gangbare Weg für die Elektra aussieht: «Über die Nachwuchsschiene einen Verein so zu führen, dass man schuldenfrei irgendwann in die Stadtliga aufsteigen kann. Natürlich geht das nur Schritt für Schritt.» Schneller würde es gehen, wenn einem nicht die besten Spieler rausgekauft werden, doch das sieht Leitner nicht nur negativ: «Da sieht man, dass wir – auch in den kleinen Mannschaften – sehr gute Arbeit leisten. Weil es gibt nicht nur Talente auf dieser Welt. Man muss dem Talent schon ein bisschen nachhelfen.»

Es steht nicht alles in der Zeitung

Der Platz, die Sportanlage des KSV Wienstrom, liegt idyllisch mit Blick auf Happel- und Dusika-Stadion. Gemeinsam mit dem Kunstrasen-Trainingsplatz wäre man eigentlich recht gut ausgestattet. Wären da nicht die ganzen Kinder. 160 um genau zu sein, in elf Nachwuchsmannschaften aufgeteilt. Es bedarf administrativer Finesse und den Einsatz vieler Helfer, den Trainingsbetrieb reibungslos abzuwickeln. Die Arbeit macht sich bezahlt, ist Geschäftsführer Jansky überzeugt: «Als ich als Spieler angefangen habe, waren wir meist sowohl mit der Kampfmannschaft als auch mit dem Nachwuchs abstiegsgefährdet. Wir haben gerauft bis zum Letzten und

es immer irgendwie geschafft. Diesen Stress haben wir jetzt nicht mehr.» Wenn es sich in entspannter Atmosphäre arbeiten lässt, spüren das natürlich auch die Spieler. Und kommen gerne zum Training, wie Jansky zufrieden feststellt: «Bei uns ist die Trainingsbeteiligung hoch. Im Schnitt an die 90 Prozent. Das ist für einen Amateurbedein ein sehr hoher Wert und sicher ein Verdienst des Trainers, der die Einheiten abwechslungsreich und interessant macht. Das sind so Kennzahlen im Hintergrund, die sieht man nicht in der Zeitung oder in der Tabelle.»

Nachhaltigkeit, Geduld, Nachwuchs. Diese Begriffe fallen an diesem Nachmittag immer wieder. Fast hat es den Anschein, dass die eine erstklassige Saison der Elektra in den fünfziger Jahren, auf die ein rasanter Abstieg folgte, noch den Verantwortlichen von heute als mahnendes Beispiel dient. Cheftrainer Astl konkretisiert: «Nachhaltigkeit, denn es ist viel leichter aufzusteigen als oben zu bleiben. Unser Ziel ist es, in die Stadtliga zu kommen, aber es soll nicht so sein wie damals 1950/51, als es schließlich heißen hat, wir hätten ein schönes Jahr gehabt, danke, auf Wiedersehen!» Man will lieber von den Früchten der eigenen Arbeit abhängig sein, als von Gunst und Laune eines Gönners: «Wenn sie irgendwo einen reichen Onkel erwischen, sagen sich viele Vereine: «Wir schaffen das, wir wollen aufsteigen.» Aber der Onkel ist dann weg, weil er vielleicht beleidigt ist, da ihn einmal wer nicht begrüßt hat. Die teuren Spieler gehen und man steigt ab.»

Stattdessen: Nachhaltigkeit, Geduld, auf den Nachwuchs setzen. Und für die Ungeduldigen unter den Spielern und Fans hat Astl noch ein optimistisches Motto parat: «Elektra. Lassen wir es funken. Es gelingt nicht immer, manchmal pratzelt's nur, aber irgendwann soll es zu einem Feuerwerk werden.»

Hannes Gaisberger

**Widder**
21.3.–20.4.

Im Mai schlagen bekanntlich die Bäume aus. Das erinnert dich daran, das oftmals Gefahren an Orten drohen, wo man sie gar nicht erwartet. Es macht also gar keine Sinn, sich vor allen möglichen Gefahren schützen zu wollen. Überlege dir lieber bei Zeiten, wie du wieder hochkommst, wenn du einmal auf die Schnauze fällst.

**Krebs**
22.6.–22.7.

Jetzt, wo die Bäume ihr frisches Grün zeigen, juckt es dich richtiggehend in allen Gliedmaßen. Zu gerne möchtest du wieder einmal, wie in Kindheitstagen, auf so einen Baum hinaufklettern und dich in seiner Krone wiegen. Wenn du es schaffst, fünf Minuten mit ausgebreiteten Armen auf einem Bein zu stehen, dann steht auch dem Baumkrazeln nichts im Wege.

**Waage**
24.9.–23.10.

Nun kommt auch auf dich wieder die Badesaison zu. Da würde sich ein straffer Bauch natürlich gut machen. Aber keine Sorge, die wirklich brauchbaren Menschen schauen nicht auf deinen Bauch, sondern hören auf das, was du sagst.

**Steinbock**
22.12.–20.1.

Es gab schon Zeiten, in denen du fitter warst. Körperlich, geistig und sexuell. Das Leben ist aber keine Rennstrecke, und du musst nicht Weltklasse sein. Entspann dich endlich und akzeptiere, dass du Mittelmaß bist. Wenn überhaupt.

**Stier**
21.4.–20.5.

Der Mai ist ja der allerbeste Monat für Demonstrationen. Gründe, um zu protestieren, gibt es allemal genug. Schau dich ein wenig um, und du wirst viele unterstützenswerte Bewegungen und Initiativen finden. Und du kannst damit Körper und Geist beweglich halten.

**Löwe**
23.7.–23.8.

Der Sommer schickt unmissverständlich seine Vorboten. Nun ist es an dir, dich auf den Sommer-Groove einzustellen. Am besten, du fängst mit dem Gehen an: Kippe das Becken etwas nach vor, tritt breiter auf und lass die Hände dabei locker baumeln. Aber versuch es zuerst zuhause, damit du dich nicht blamierst.

**Skorpion**
24.10.–22.11.

So kann das nicht weitergehen. Du schleppst deinen Körper herum, als ob er eine Last für dich wäre. So geht das aber nicht. Brust hinaus, Rücken gerade und ran an den Speck! Du bist ja nicht irgendwer. Die Leute sollen ruhig erkennen, dass da jemand kommt, den man beachten sollte.

**Wassermann**
21.1.–19.2.

Die SPÖ meint nun die «Gerechtigkeit» wieder entdeckt zu haben. Dir wird speiübel von diesen hohlen Phrasen. Halte dich fern von diesem sozialdemokratischen Gesocks. So kannst du anständig bleiben und schonst deinen Magen.

**Zwilling**
21.5.–21.6.

Mach es dir zur Gewohnheit, einmal am Tag inne zu halten. Bleib etwa an einer Straßenecke stehen und schau dich um. Die Menschen, die Häuserfassaden, das Stück Himmel zwischen den Häusern. Dann bist du zumindest diese kurze Zeit im Hier und Jetzt. Denn das Hier und Jetzt ist das Einzige, was du wirklich hast.

**Jungfrau**
24.8.–23.9.

So! Schluss mit Herumlungern und Maulaffen-Feil-Halten. Zieh dir eine kurze Hose an, schlüpf in die Laufschuhe oder schwing dich aufs Rad, und ab geht die Post! Es ist hoch an der Zeit, wieder einmal deinen Körper zu spüren. Und bedenke: Schmerzen sind allemal besser als Gefühlslosigkeit.

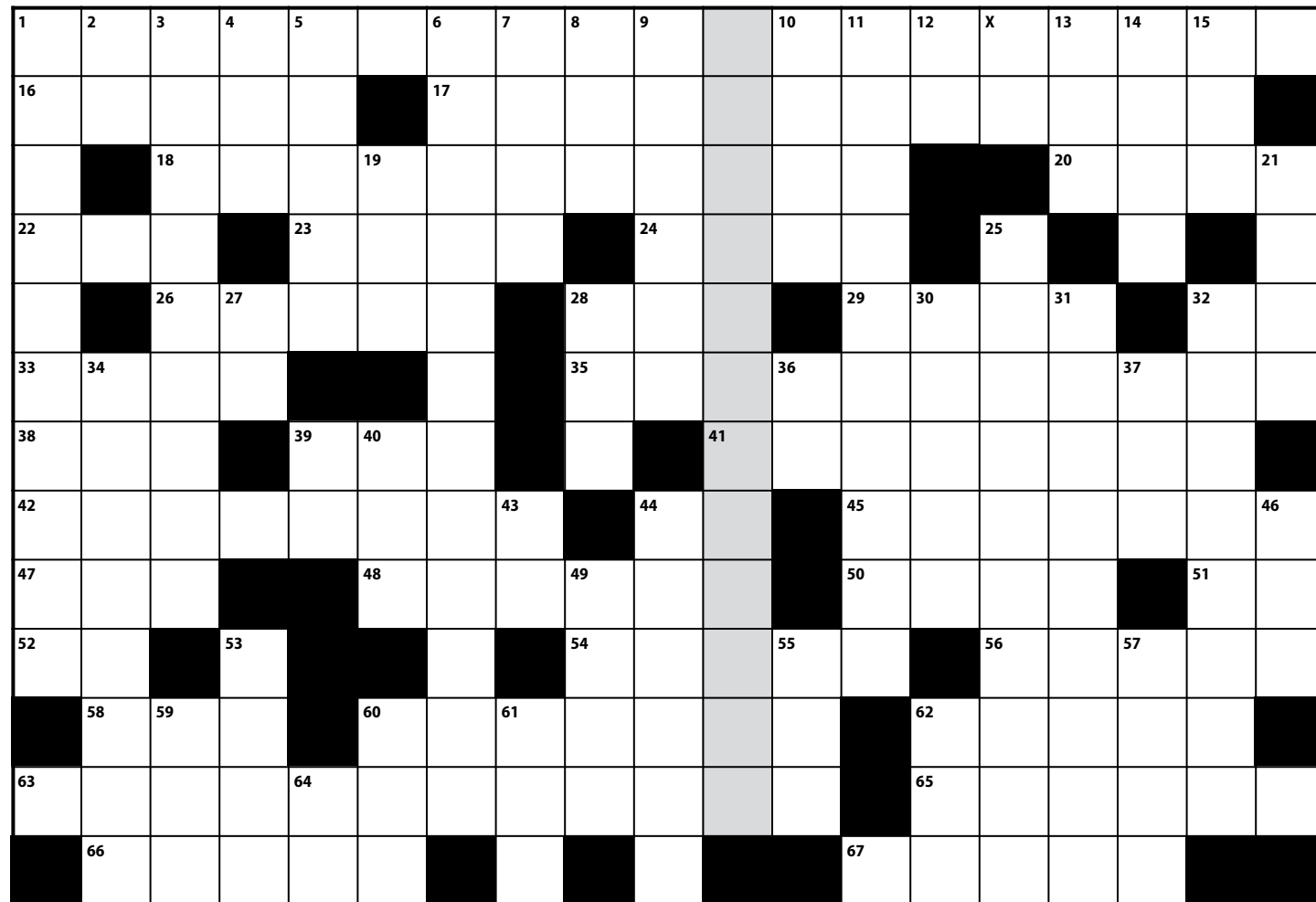
**Schütze**
23.11.–21.12.

Raus aus dem Trott! Immer nur jammern ist nicht abendfüllend. Wenn du jetzt nicht endlich etwas veränderst, wirst du noch im Selbstmitleid erlaufen. Auch eine arme Sau kann sich Hauer wachen lassen und zur Wildsau werden. Dein Umgebung wird erschrocken sein, aber letztendlich dankbar.

**Fische**
20.2.–20.3.

Gut, du bist nicht die/der Größte, Schönste, Klügste, Begehrtesteste? Aber wen kratzt das schon. Du bist ein großartiger Mensch. Und das können (bei Licht besehen) nicht viele von sich behaupten. Die Welt kann sich alle fünf Kontinente abschlecken, weil sie DICH hat.

Hier flach, was manchem sticht



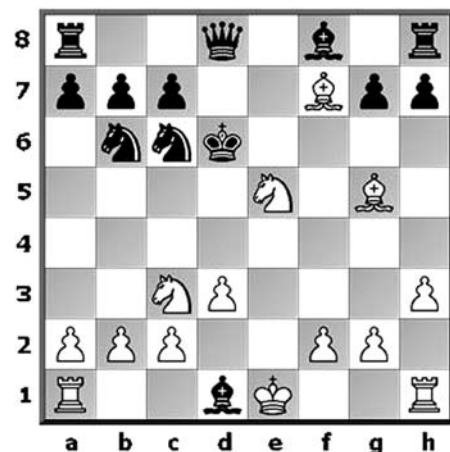
DESPERADO-SCHACH von Bernleitner und Häm

Unter einer Fernpartie, also einer mittels Brief oder E-Mail gespielten Partie stellt sich der Laie ein mehr oder weniger langweiliges Geschiebe vor, da die Spieler Fachliteratur und PC nach Belieben nützen können und pro Zug drei Tage Zeit haben. Aber das Gegenteil ist der Fall – Schach ist ein derart komplexes Spiel, dass selbst drei Tage nicht reichen, um die Geheimnisse einer Stellung zu erkunden.

Jukes – Pinch
Fernpartie 1974

1.e4 d5 Flottes Skandinavisch. **2.exd5 Sf6** Schwarz sucht das Abenteuer, der Standardzug ist 2... Dxd5. **3.Sc3** Schade, dass sich Weiß nicht auf das berühmte isländische Gambit (3.c4 e6) einlässt. **3... Sxd5 4.Lc4 Sb6 5.Lb3 Sc6 6.Sf3 e5!** Das ist mutig, weil f7 ungeschützt bleibt. Vorsichtiger war 6... Lf5 nebst e7-e6. **7.d3 Lg4 8.h3 Lh5?** Bereits der

entscheidende Fehler. Es ging noch immer 8... Lf5. **9.Sxe5!!** Was ist das, ein Damenopfer im 9. Zug!? Wie dem auch sei, Schwarz muss es annehmen. **9... Lxd1 10.Lxf7+ Ke7 11.Lg5+ Kd6** Jetzt hoffte Schwarz auf 12.Lxd8? Sxe5 mit Rückgabe der Dame und Weiß hätte plötzlich eine Figur weniger.



12.Se4+!! Ein genialer Zug, der der Partie unsterblichen Charakter verleiht. Weiß lässt die Dame stehen, opfert noch eine Figur und spielt auf Matt. **12... Kxe5** Wieder bleibt Schwarz keine Wahl. **13.f4+ Kd4** Oder 13... Kf5 14.Sg3 matt. **14.Txd1** Ein überlegter ruhiger Zug mitten im Wirbelsturm. Jetzt droht Weiß 15.c3+ Ke3 16.f5 matt, aber auch 15.Ke2 nebst 16.c3 matt. 14... Dxd5 Der einzige Zug, um die Partie noch fortzusetzen – das Rückopfer der Dame. **15.c3+ Ke3 16.0-0!** Die nächste Überraschung: Weiß will mit 17.Tf3+ Ke2 18.Td2+ Ke1 19.Tf1 mattsetzen. **16... Dc5** Gern gäbe Schwarz die Dame. **17.Sg3!** Ignoriert das schwarze Angebot und droht wieder Matt durch 18.Tf3. **17... Sd4** Verzweifelte Verteidigung. **18.Tf2!** Der nächste Schlag, es droht 19.Sf1 matt. **18... Se2+** Luft für einige Züge. **19.Sxe2 Sa4 20.Kf1** Erneuert die Drohung 21.Tf3 matt und falls 20... Dc6, so 21.Sd4 mit den unabwendbaren Mattdrohungen Sc2 oder Sf5, daher 1-0

WAAGRECHT: 1. er ersetzt das Rechnen im Kopf 13. nicht unten 16. weiblicher Vorname, verkehrt 17. dieser Mensch verlor eine Hand 18. Lebensort des häuslichen Papageis 20. bleibt man auf ihr, gibt man sich keiner Illusion hin 22. dies und nimm 23. dort musste in vergangenen Zeiten das schlimme Kind stehen 24. die Roten, engl. 26. Rosen und Tulpen und auch sie, alle Blumen welken 28. steht für den staatlichen Rundfunksender Indiens 29. ein solcher Sessel dient zum Transport des Patienten 32. ist a negative answer 33. Sudetentanz, abg. 35. machen man und frau mit ungestillten Bedürfnissen 38. ob es auch englisch summt, dies emsige Tierchen? 39. ein (alt geschriebener) Ratschlag bzw. Hinweis 41. ihre stacheligen Blätter würzen in der Küche 42. bedächtige Stille am späten Nachmittag oder frühen Nacht 44. halb hoch 45. dieser englische Journalist ist wahrlich männlich 47. auch eine Kurzform von Leonhard 48. die Roten Nasen sind solche Clowns 50. das Ende der Ballerinas 51. steht für Samstag, auch für Sonnabend 52. Initialen von Ludwig Reiter 54. nie kann ein Kreis so sein 56. meint sowie und samt 58. by ...means auf dem Seeweg 60. meint oft ein klappriges, altes Fahrzeug 62. ganz und gar nicht rau 63. natürlich, sozusagen 65. erfrischt den Körper am stehenden Gewässer 66. man muss es schmieden, solange es heiß ist 67. ein Zwang, auch eine «krankhafte» Sucht

SENKRECHT: 1. wird zwischen zwei, aber auch vier SpielerInnen auf dem Tisch oder Feld hin und her geschlagen 2. macht aus einem Fang einen Beginn 3. between sixteen and eighteen 4. das Häusl wird hier etwas abartig geschrieben 5. kann die Ernte ganz schnell vernichten 6. die Gewürznelken werden – am besten mit einem Mörsel – zerstoßen 7. wenn der Ulrike oder der Friederike gerufen wird 8. Teile einer Menagerie 9. der französische Liebling findet sich in einem Hit von Udo Jürgens 10. vor ihm (nämlich der Missgunst) kann man ganz grün werden und sogar platzen 11. ganz und gar unbeweglich im Denken 12. Rettungsdienst kommt nur kurz 13. in jedem Vogel 14. kommt er nicht zum Propheten, kommt der Prophet zu ihm – oder auch nicht 15. dieser Apfel wächst unterirdisch und ist Grundlage eines sehr beliebten Salats 19. dieser Platz (im Kino) ist am Ende der Reihe 21. männlicher Name war auch Herr Schiele zu eigen 25. Badeorte sind im Sanitäre Geschäft erhältlich 27. nur kurz ist dies Erdalter 28. heißt bei uns Matura, in Deutschland etwas anders 30. werden vorwiegend im Herbst gelesen 31. dort werden Werkstücke gegossen 32. das Saatgut in die Erde bringen, aber es wird nichts wachsen, wenn es – wie hier – verkehrt geschieht 34. jenseits des Meeres 36. beginnender Rost 37. Gruppe revolutionärer MarxistInnen 39. Technischer Dienst, abg. 40. in der Kirche 43. ein lachender Laut 44. Schnaggerl, Schluckauf 46. nur halb ist diese Natter 49. man kann vor ihm auch erblassen 53. englische Registerkarten 55. in Linz daheim, nur anfänglich gesehen 57. ziemlich berühmt ist dieser Schweinchenname 59. der Elias wird so gerufen 60. Initialen von Volker Torsten Neumeister 61. macht aus einer Amme eine Geburtshelferin 62. dort regiert der diesjährige Friedensnobelpreisträger 64. steht für Selen

Lösung Nr. 273:
SCHULDENBERG

Die Gewinnerin:
Theresia LOIBL
1120 WIEN

PREISRÄTSEL

Einsendungen (müssen bis 12. 5. 10 eingelangt sein) an:
AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN

Name:

Adresse:

PLZ.:

Ort:

KREUZ & WORT LÖSUNG FÜR HEFT 273



Flohmarkt der Pfarre «Zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit» am Samstag, 15. Mai, 8–14 Uhr in 1100 Wien, Axlingergasse 4. Es gibt wieder gut sortierte Auswahl. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

Ich übernehme gerne für Sie Reinigung aller Art, z. B. Stiegen, Gänge, Fenster sowie Privaträumlichkeiten: Hr. Katona, Tel.: 0676 351 36 82

Ausmalen! 3 Euro pro Quadratmeter! Tel.: 0676 394 51 27

Spanisch, Englisch und Deutsch fehlerfrei mit Juan Carlos Bagur. Geduld, Erfahrung, günstig, Gratis-Probe. Hausbesuche möglich. Tel.: 01-368 01 47; 0676 592 14 86 oder 0680 120 45 64

Profimusikerin gibt Unterricht auf Viola und Violine; mehr als nur Unterricht, sondern spielerisches Erfahren von Musik – Klassik, World-Music, freie Improvisation. Tel.: 0 699 15 99 16 50

Kinderbetreuung im Juli! Ich bin Studentin und leite eine Theatergruppe. 8 Euro/h. katharina.koenig@chello.at

Wir montieren Ihre Möbel, von Einzelstücken bis hin zur Einbauküche in Wien und Umgebung. lukas.r@gmx.at oder Tel.: 0660 523 83 40

Gesangsunterricht für Anfänger und Fortgeschrittene in allen Stilrichtungen. Richtige Atmung, Vergrößerung von Stimmumfang und -volumen. Tel.: 0699 102 094 55

Kleinbahn gesucht! Sammler sucht für sich und seinen Sohn Kleinbahn-Lokomotiven und Waggons. Zahle faire Preise! Tel.: 0664 81 42 750

Wahrheit und Mündigkeit statt Psychotherapie! Warninfo gratis durch Postkarte an Johann Klotzinger, Barowitzkag. 10/2/13, 1190 Wien. Im Netz: www.start.at/psych

Braver Labradorhund mit Tumorerkrankung sucht mit Herrl einen Platz mit Garten für seine letzten Tage. Kann nur mehr mühsam gehen. Per Mail: heinzblaha@chello.at oder Tel.: 0676 714 96 70

PC-Doktor hilft bei Computerproblemen! www.stillico.com oder Tel.: 0650 424 41 10

Suche Wohnung in Wien. Ca. 60 m², MM bis 300,- möglich. Ablöse oder Kaution leider nicht. Tel.: 0681 204 453 43

Verkaufe Big Foot Kneissl um 40,-, TV TEC, 49 cm silber Scart, FB fehlt, Bild und Ton super um 25,-, Kofferschreibmaschinen Brother mech. um 14,- und elektr. um 18,-; Tennisschläger Head um 25,- dim856@hotmail.com oder Tel.: 0699 814 499 39

Rasenmäher: alt, aber voll funktionsfähig, zu verschicken! Tel.: 0676 785 64 94

Suche Arbeit in Restaurant, Küche oder Ähnliches. Tel.: 0681 204 453 43

Malen, Anstreichen, Tapezieren ... Bodenleger sucht Nebenbeschäftigung. Auch div. andere handwerkliche Arbeiten bis auf Gas und Wasser. Rein und sauber! Rudolf ab 20 Uhr, Tel.: 0650 961 51 75

Suche Arbeit als internationaler Kraftfahrer. Führerschein B+C vorhanden. Tel.: 0681 204 453 46

www.f13.at

F13-T-Shirts im Angebot Schwarze Katzen für die graue Stadt!

Die schwarze Katze des Aberglaubens auf dem Quadrat – das von AUGUSTIN-Illustratorin Carla Müller entworfene F13-Logo streicht durch die Stadt. AUGUSTIN-LeserInnen können für die weitere Verbreitung sorgen: indem das «Freitag der Dreizehnte»-Symbol von Körpern jeder Art ausstrahlt. Die T-Shirts gibt es im Männer und Frauenschnitt, in den Größen S bis XL und in den Farben Weiß, Orange, Rot, Schwarz und nun NEU in Hellblau und Knallgrün, bedruckt vom sozial-ökonomischen Betrieb «fix & fertig», können im neuen Augustin-Zentrum (Wien 5, Reinprechtsdorfer Straße 31 im Hof, Tel.: 587 87 90 oder Tel.: 54 55 133) erworben werden. Ein Stück kostet 12 Euro; wer gleich zehn Leiberl nimmt, zahlt nur zehn pro Stück. TrägerInnen des F13-T-Shirts helfen, eine Idee auszutragen: Jeder «Unglückstag» wird zu einem Feiertag für alle verwandelt, die sonst wenig zu feiern haben, zu einem Aktionstag für die Rechte aller Diskriminierten und «Untauglichen». Wer das Leiberl trägt, wirbt für den kommenden F13-Aktionstag, den 13. August 2010.



BIBLIOTICK

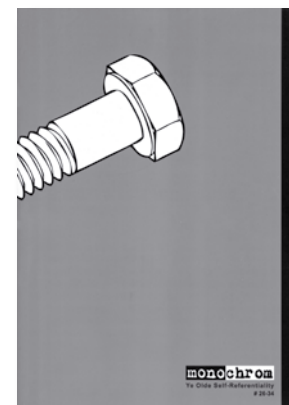
Fast zwei Kilo gegen die Langeweile

Die KünstlerInnengruppe «monochrom» ist jetzt endgültig megalomaniisch geworden. Ihr neuestes Jahrbuch schrammt nur noch knapp an der Zwei-Kilo-Marke vorbei: stolze 1,9 Kilogramm wiegt die Schwarte oder Ziegel oder wie auch immer man das 500 Seiten starke Kompendium geistiger Miasmen und grenzgenialer Verarsche von Gott und die (Medien)Welt nennen möchte.

«monochrom» ist ein Kollektiv, wobei doch immer wieder eine Name heraussticht, und zwar Johannes Grenzfurthner, der sich aber im aktuellen Jahrbuch nobel zurückhält – doch das Vorwort gehört natürlich ihm. 99 Prozent des Universums sei langweilig, im Speziellen das Internet, schreibt er darin. Kein Wunder gilt doch «monochrom» auch als eine Fraktion der Kommunikationsguerilla, in dem sie beispielsweise im Jahr 2002 für die Biennale in São Paulo schlichtweg den Künstler Georg Paul Thomann mit Hilfe von Pressearbeit erfanden, aber auch als Vorreiter von Webspäßchen: lange bevor Big Brother fürs Fernsehen entwickelt wurde, operierten sie mittels Webcam aus der Privatwohnung.

Im Jahrbuch versammelt «monochrom» alles, was so in die Hände gefallen ist: Spaßbilder, die es problemlos in eine Maturazeitung schaffen würden, wie ein Zeitungsfoto von Franz-Josef-Strauß, wobei ihn die Bildunterschrift als Sir Karl Popper ausweist, aber auch hochseriöse Hirnwichserien wie zum Beispiel aus der Tastatur Drehli Robniks über das «Filmbild als Ereignis» anhand der Filmästhetiken von Gilles Deleuze, Jacques Rancière und Siegfried Kracauer. Mit anderen Worten beinahe jeder Beitrag bietet inhaltlich eine Überraschung – mal negativer, mal positiver Natur. Doch mit der grafischen Gestaltung dieses sympathisch durchgeknallten Jahrbuches ist ein wirklich großer Wurf gelungen: das Layout-Team dürfte nach der Parole «Frei flottieren!» gewerkt haben.

«monochrom #26-34»
Nur auf Englisch erhältlich!
500 pages, 1.9 kilograms
€ 18,- / \$ 24,-
ISBN (Europe) 978-3-9502372-6-9
Bestellungen: www.monochrom.at



Von alten Knackern und alten Schachteln

80 plus – Wie geht es weiter?

Die Tabletten sind ringsum im Raum positioniert. Frau Lampert (Name von der Redaktion geändert) steht zum ersten Mal in ihrem Leben als Modell vor einer digitalen Fotokamera. Am Ende des Tages sind eine Reihe von Fotos angefertigt, anhand derer sie sich selbst künstlerisch in einem neuen Zusammenhang dargestellt sieht.

Nur ein Beispiel für die Arbeitsweise der bildenden KünstlerInnen Alice Pichler und Christiane «Kili» Schmid, die seit drei Jahren mit Frau Lampert zusammenarbeiten. Sie ist 86 Jahre alt und eine von 65 BewohnerInnen des Pensionisten-Wohnhauses Liebhartstal 2 in Wien Ottakring. Dort finden wöchentlich künstlerische Workshops statt, in deren Rahmen die BewohnerInnen sich einerseits selbst neu erfahren und andererseits eine Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt führen. «Wir beschäftigen uns mit Menschen des vierten Alters», sagt Kili Schmid. Damit sind Menschen in der Altersgruppe 80 plus gemeint.

Heuer wird die Workshop-Gruppe – wie in den letzten beiden Jahren auch – am Kunstfestival Soho in Ottakring teilnehmen. Dessen Motto lautet «Kick the habit», das von Pichler und Schmid eingereichte Konzept trägt den Titel «Alte Knacker, alte Schachteln! Räumen wir auf!» Dieser Titel ist durchaus mehrdeutig zu verstehen. «Es geht auch um eine Auseinandersetzung mit dem Lebensraum, der älteren Menschen zur Verfügung steht», sagt Alice Pichler. «Alte Knacker, alte Schachteln! Räumen wir auf!» ist Teil eines größeren Kunstprojektes im Pensionisten-Wohnhaus Liebhartstal 2, das «Der Gelebte Raum» heißt.

Dieses Projekt hat im Jahr als Kochprojekt begonnen, gleichzeitig wurden die BewohnerInnen von Liebhartstal 2 porträtiert. Seit Februar 2009 steht den BewohnerInnen im Pensionisten-Wohnhaus ein Atelier zur Verfügung.

Es ist jeden Freitagvormittag geöffnet – dort finden Gespräche über Erfahrungen und Wünsche zu verschiedenen Themen statt; insbesondere in Bezug auf die persönliche Lebensgestaltung im Alter. Im Blickfeld der künstlerischen Auseinandersetzung steht die Entwicklung eines lebendigen sozialen Raumes, der älteren Menschen die Möglichkeit bietet, selbstbestimmt zu wirken und partizipativ die eigene Lebenswelt zu gestalten.



Frau Lampert – zum ersten Mal Modell: «Auf dem Foto fühle ich mich gut getroffen und somit richtig dargestellt»

Foto: Kili Schmid

Es ist noch nie so gut gegangen wie jetzt» bis «Wer nicht alt werden will, muss jung sterben» oder «Alt zu werden hat auch seine schönen Seiten, solange man sich bewegen kann».

In die Plakatsujets werden eigene und fremde Bilder zum Alter genauso einfließen wie Aspekte der Körperlichkeit und Mobilität im Alter oder diskriminierende sprachliche Ausdrucksformen – oder etwa das Wechselspiel zwischen Medizin und Alter. Die genauen Ergebnisse dieser Auseinandersetzungen werden ab 8. Mai auf Litfasssäulen gezeigt.

Petra Hofwimmer

I N F O

Aktionstag am 20. Mai:
Es diskutieren PensionistInnen mit ExpertInnen über die Selbst- und Fremdbilder von Menschen des vierten Alters in unserer Gesellschaft. Die Plakate zum Projekt sind der Ausgangspunkt dieser Podiumsdiskussion. (Beginn: 19.30 Uhr, bei freiem Eintritt in der Brunnenpassage.)
www.kilischmid.com
http://pichler.artyschock.com



FIRST FATAL KISS
«Danke gut» (CD, Vinyl)
(Zach Records)
www.firstfatalkiss.net

Diese drei Frauen sind definitiv nicht von der Gastrol! Im Land mit dem A wird Frausein noch immer gerne mit Service (eine erlebte Verwechslungsgeschichte) und nicht mit Musik in Zusammenhang gebracht. Shame on you, liebe Veranstalter! Also zum Mitschreiben: First Fatal Kiss (FFK) sind aus der Kreativabteilung und spielen beherzten Punk mit Mehrwert. FFK sind feministisch und politisch. FFK operieren mit Keyboard, Bass und Schlagzeug, sporadisch kommt auch eine Violine ins Spiel. First Fatal Kiss erzählen keine Geschichten, sondern verwursten Parolen und Slogans. Simpel, plakativ und dennoch mit Charme und Hirn – sowohl Text als auch Musik kommen direkt aus dem Proberaum. Nach einem Tape, einer Live-CD und einer Single präsentieren FFK im achten Jahr ihres Bestehens ihr Langstrecken-Debüt. Der Titel «Danke gut» darf als Reaktion auf die Befindlichkeits-Frage-Floskel verstanden werden. Dementsprechend «angesiedelt» (aus dem Linzerischen, steht für grantig) schauen uns ihre Figuren vom Cover entgegen. Danke, sehr gut. Mir auch. Bitte mehr.



KOMMANDO ELEFANT
«Kommt wir hauen Granaten rein. Das kleine bisschen Leben.» (CD)
(Las Vegas Records/Hoanzl)
www.kommandoelefant.at

Das Kommando Elefant bereist auf seinem zweiten Album den Highway der Schmerzen. Ein Roadmovie. Nach ihrem gelungenen Debüt «Kaputt, aber glücklich» (2008) hat das Duo seine erfolgserprobte Mischung aus Indie-Schlager-Punk prolongiert und verfeinert. In ihrer sympathisch unbescheidenen Art besingen sie das ewige Leben, geißeln die Kunst, polieren 68er-Parolen («Mach kaputt, was dich kaputt macht»), machen Party und favorisieren die Liebe. In diesem kleinen bisschen Leben ist alles inklusive, kleine Erfolge, große Niederlagen, der Elefant im Kopf am Tag danach und all das Halli-Galli zwischendurch. Alf Peherstorfer und Luis Pasching, die beiden Kommandanten, steuern ihren Elefanten immer leicht in Schräglage durch das Stadion des Lebens. Da bleibt kein Auge trocken, Party-Rock mit Tiefgang – halleluja! (29. 5. Live @ Badeschiff)

lama

33 Jahre danach: zwei Abende zum legendären Radio Alice

HörerInnen sollten im Bett bleiben

In den 1970er-Jahren verwandelte sich Italien in ein soziales Laboratorium, in dem Medienexperimente eine entscheidende Rolle spielten. Kurz vor der Ankunft des Privatfernsehens, das heute unter Berlusconi eine TV-Diktatur ausübt, ließ ein Netzwerk von lokalen, freien Radiostationen das staatliche Monopol über den Äther zusammenbrechen.

Anfang 1976 begann in Bologna ein junges Radiokollektiv aus den «ehrwürdigen, himmlischen, erhabenen» Studios von Radio Alice zu senden: Eines Morgens wünscht eine sanfte Frauenstimme – mit indischer Musik im Hintergrund – den HörerInnen einen guten Morgen und fordert sie auf, im Bett zu bleiben. Am 12. März 1977 wurde der Sender vom kommunistischen Bürgermeister Bolognas wegen «Aufruf zur Gewalt» und «Rädelsführerschaft» geschlossen und viele der RadiomacherInnen wurden verhaftet. An diesem Tag war in Bologna der Student Francesco Lorusso, Mitglied der antistaatlichen Organisation «Lotta Continua», von einem Carabinieri getötet worden. Radio Alice verbreitete die Nachricht sofort, und nach drei Stunden gab es eine Demonstration von mehreren tausend Leuten.

Kinoki und das Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft an der Universität Wien veranstalten zwei Abende zum legendären Radio Alice mit Gästen aus Italien. Darunter zwei Mitbegründer des freien Senders, Maurizio Torrealta und Franco Berardi «Bifo», und der Autor und Literatur-Professor Enrico Palandri.

Dodo



Alice in Bologna '77. Filmstill aus «Alice é in Paradiso» von Guido Chiesa (I 2002)

FOTO: FANDANGO/FILM

I N F O

«Radio Alice. 33 Years after»
Do., 20. Mai
Im Rahmen der Präsentation der Neuausgabe von Klemens Gruber
«Die zerstreute Avantgarde. Strategische Kommunikation im Italien der 70er Jahre» (Wien, Böhlau Verlag 2010).

«kinokis mikro kino: Alice é in Paradiso»
(Guido Chiesa, Italien 2002, 77 min., dt. Live-Übersetzung)
Mit anschließendem Gespräch
Fr., 21. Mai

Beginn jeweils 19 Uhr
Depot
Breite Gasse 3
1070 Wien
Eintritt frei

«tanztheater homunculus» auf den Spuren von Heiner Müllers «Hamletmaschine»

Poetischer Albtraum

Damals, 1981, als der Terminus «Tanztheater» in Wien noch erklärungsbedürftig war, gründete Manfred Aichinger die Company «homunculus». Außer Erwin Plihlitsens «Serapionstheater» gab es in Wien noch keine Tanzszene, und vom «Impuls Tanz» war noch weit und breit keine Spur. Umso verdienstvoller, dass das Ensemble «homunculus» seit nunmehr fast drei Jahrzehnten eine feste Größe in Österreichs Tanztheaterlandschaft darstellt und nach vielfältig durchlebten Entwicklungsphasen und Veränderungen noch immer auf der Suche nach neuen Herausforderungen fündig geworden ist, und zwar bei Heiner Müllers «Hamletmaschine».

Der Text des Stückes umfasst nur neun Seiten, entstand 1977 im Rahmen einer Übersetzung von William Shakespeares «Hamlet» und «reflektiert in freier Anlehnung an Shakespeares Vorlage die Situation des Intellektuellen in der DDR». Wegen seiner Sperrigkeit eher selten aufgeführt, untersucht der mittlerweile vielfach ausgezeichnete Choreograf Manfred Aichinger gemeinsam mit sieben Tänzerinnen und einem Schauspieler nun das Schicksal der Ophelia und lässt die Hamletmaschine zur Opheliamaschine mutieren, will wissen, wie sich persönliche und gesellschaftliche Erfahrungen im Körper und in der Bewegung abbilden: «Ohne Frage ist Heiner Müllers Ophelia Opfer.

Mich interessiert allerdings nicht, wie sie zum Opfer wird, sondern die Frage, was geschieht mit Ophelia nach dem Grauen? Was bleibt von ihr übrig? Wie schreibt sich die Geschichte in ihren Körper ein? Was geschieht mit einem Menschen, wenn nach dem Schrei nur mehr Leere bleibt? Wenn ein Lächeln nichts mehr sagt und meint. Wenn sich die Eigenwahrnehmung nur noch auf elementarste Körperlichkeit reduziert?» Wenn da mal nicht gewisse Assoziationen zu kirchlichen Missgriffen aufkommen ...

DH

I N F O

«opheliaMASCHINE»
6.–14. Mai, außer So. u. Mo.
www.kosmostheater.at

Musikarbeiter unterwegs ... mit Lonely Drifter tief in den Traum vom anderen Pop

Mehr Farbe!



Lonely Drifter Karen um die aus Wien stammende Tanja Frinta haben mit «Spring To Fall» ein Album gemacht, dem ein Frühling erstmal gerecht werden muss.

Meine Damen und Herren, damit Sie nicht sagen können, der Musikarbeiter hat es Ihnen nicht erzählt: Popfest ist! Beziehungsweise, wenn Sie diesen Augustin erst einige Tage nach dem Erscheinen erstehen: Popfest war! Vom 6. 5. bis 9. 5. gibt's am und um den Karlsplatz kostenlos ganz viel live zu erleben, was in dieser Artikelkolumne schon Thema war. Kuratiert von einem der wirklich kompetenten Musikjournalisten, die in diesem Land wirken, Robert Rotifer, der noch dazu selbst schon immer gute Musik macht. Natürlich gibt es Einwände, weil den doch recht beherzten Griff des roten Wiens in die Stadtkasse – der wiederum leicht als Affront wider andere Kulturschaffende verstanden werden kann, denen keine solchen Summen zur Verfügung stehen – ist nur mit dem Wahljahr zu erklären. Aber lieber ein Wahljahr mit Popfest als ein Wahljahr ohne Popfest! Tatsächlich wäre kulturpolitisch allerdings schon dringend zu diskutieren, ob die Gratis-Eventisierung und das Prinzip, dass eine Kultur erst durch ihr geballtes Auftreten (vorführen lassen?) in marketingintensiv betreuten

Zusammenhängen Gültigkeit erlangt, nicht von Grund auf falsch sind. Wie auch das Intendanten-Wesen fragwürdig bleibt. Was ist nächstes Jahr? Wo spielen die 37 Acts, die das Popfest 2011 be-spielen sollen, die Gigs, die sie ihr Handwerk, ihre Popfesttauglichkeit erlangen lassen? Wo kriegen diese Häuser (oder um meinen Freund Ernst zu zitieren: «Hütten») ihr Geld her? Wie können sie es an die MusikerInnen weitergeben oder aus welchen Gründen eben nicht? Wo proben diese ganzen MusikerInnen? Und warum schaut Robert Rotifer am Foto mit dem Kulturstadtrat so verzwick? Fragen über Fragen, die aber nicht am Popfest selbst zu befestigen sind. Wenn nur ein Mensch dabei eine Musik kennen und lieben lernt, die er vorher nicht kannte, sind Welten gewonnen. Einige bewusste Atemzüge (wirkt Wunder), «this, too shall pass» murmeln – ich wünsche dem Popfest von Herzen gutes Gelingen und ein langes Leben!

... and I think of you in motion

Nicht beim Popfest dabei sind Lonely Drifter Karen, ein von Brüssel aus wirkendes Trio um die in Wien geborene Sängerin und Songwriterin Tanja Frinta. Sie spielen wenige Tage später ein reguläres Konzert. Das 4-Song-Debüt «Lonely Drifter Karen», von Frinta solo eingespielt erschien 2003 beim Wiener Label Fettkakao, die Musikerin hatte es zu diesem Zeitpunkt nach Schweden verschlagen. Mit dem aus Italien stammenden



FOTO: MARGO LANG

Die Sängerin und Songwriterin Tanja Frinta formierte das Trio «Lonely Drifter Karen»

Schlagzeuger Giorgio Menossi und dem aus Mallorca stammenden Pianisten/Keyboarder und Produzenten Marc Meliá Sobrevias wuchsen Lonely Drifter Karen zur Band. Ihr erstes gemeinsames Album «Grass Is Singing», (2008 erschienen beim belgischen Label Crammed Discs) war eine kleine Sensation. Nicht nur der Song «This World Is Crazy» wurde von der englischen und französischen Presse bejubelt. Herrlicher Traum-Pop, mit einer bestrickenden, otherworldly, zutiefst europäischen Stimmung und Melancholie, von einer ganz eigenen Erotik und Faszination.

Heuer im März kam «Fall To Spring» auf den Markt. Auch wenn dessen 12 Songs nicht mehr den Überraschungseffekt des Debüts für sich beanspruchen können, ist der Zauber dieser Lieder von «Dis-In-Motion» bis «Seeds» fast noch stärker und nachhaltiger. Wir hören die gewachsene künstlerische Souveränität eines Trios, das europaweit eine erkleckliche Anzahl von Konzerten spielte, die dadurch ebenso gewachsene Stimme von Tanja Frinta und ein sich weiterentwickelndes Songwriting, das etwa bei «Show You Colours» solche Fragen stellt: «How you like your coffee? with sugar or with salt?»

Produktion und Arrangements sind noch facettenreicher als beim Debüt, eine Detailfülle, die sich beim wiederholten Hören offenbart (das kann auch ganz schön schwelgen!). Nichts verloren hat diese Musik von ihrer spielerischen Entrücktheit oder die Ausnahmeposition ihres Sounds im aktuellen Popgeschehen, das dagegen eindimensional und farblos wirkt, unbunt. Beinahe wähnt mensch sich in diesem einen Musical – nicht dass die Songs einen thematischen oder erzählerischen roten Faden hätten –, das alles Uncoole an der Form Musical vergessen lässt. Bei «Railroad» klingt Tanja Frinta wie die Antithese zum grummelnden Tom Waits – und die Musik hat einen Tonfall, einen Groove, der das unterstreicht – als junge, selbstbewusste Frau, die ihren eigenen Obsessionen und «Drift» folgt, so wie es ihr gefällt, sich der Schönheit der Zwischen- und Untertöne, der erhellenden, ungeraden Erkenntnisse, die im Schummrigen warten bewusst. «My skin is green and you embarrassed by my own weakness to be loving you.» Wow! Mensch müsste einen Tanz erfinden, um sich zu dieser Musik adäquat frei und gleichzeitig strukturiert zu bewegen. Kurzum: ganz große Musik!

Rainer Krispel

I N F O

Lonely Drifter Karen: «Spring To Fall», Crammed Discs/Lotus
Live: 15. 5., Radiokulturhaus
www.lonelydrifterkaren.com

Carl Weissner – Autor, Übersetzer, Sargträger von Charles Bukowski Ein gefährlich sympathischer Typ

Carl Weissner nimmt für die Entwicklung des literarischen Undergrounds im deutschsprachigen Raum eine zentrale Rolle ein: Er übersetzte sie alle – von Charles Bukowski über William S. Burroughs bis Frank Zappa und Bob Dylan. Doch Weissner ist kein neutraler Arbeitskollege, sondern rastloser Teil der Szene. Nun legt der 1940er-Jahrgang mit «Manhattan Muffdiver» (Milena Verlag, Wien) seinen ersten deutschsprachigen Roman vor, den er am 20. Mai im Radiokulturhaus vorstellt.

Als mir die Milena-Verlagsleiterin Vanessa Wieser den Kontakt zu Carl Weissner legt, beendet sie den Dialog mit folgendem Satz: «Er ist der sympathischste Mensch Europas.» Weissner, ein paar Tage später auf diese Zuschreibung angesprochen, gibt trocken zurück: «Wenn ich der sympathischste Mensch Europas wäre, hätte ich bei Facebook 350 Millionen so genannte Freunde und würde in der geschlossenen Abteilung landen. Zum Glück gehen die Meinungen über mich stark auseinander. Ein Blogger, der mich während der Leipziger Buchmesse bei einer Veranstaltung erlebt hat, kam zu dem Ergebnis: «Dieser Weissner ist ein gefährlicher Typ.» Der kam der Wahrheit ziemlich nah.»

Der 1940 in Karlsruhe geborene Weissner schaffte es allerdings schon früh, seine gefährliche Seite auf produktive Weise zu kanalisieren. In den 1960ern studierte er Amerikanistik, und es dauerte nicht lange, bis er von der Beat-Literatur angefixt wurde. Die Beat-Generation entwickelte sich in den USA nach dem Zweiten Weltkrieg als undergroundige Literatur-Avantgarde, zu deren bekanntesten Vertretern William S. Burroughs, Jack Kerouac und Allen Ginsberg zählen. Gespeist aus Kaltem Krieg, Kommunistenhetze, Bebo und Drogenversuchen am



Pilot und Autor Jürgen Ploog, Lyriker Peter Orlovski, Carl Weissner, Allen Ginsberg, Heidelberg, Dez. 1979

eigenen Leibe, mündete diese Subkultur in einem rasanten Lebensstil voll literarischer Wagnisse und riskanter Abenteuer.

Zu kämpfen hatten die radikalen Köpfe mit den Zensurbehörden, denen die explizite Schilderung von Sucht, Gewalt und (Homo-)Sexualität in Form von Jazzprosa auf Endlospapier zuwider war. Doch Weissner, von dieser neuartigen Annäherung an das seltsame Gebilde namens Leben infiziert, gründete seinen eigenen Verlag PANic Press und gab in der damaligen Bundesrepublik mit Jörg Fauser und Jürgen Ploog Zeitschriften wie «UFO» und «Gasolin 23» in Kleinauflagen heraus, die einen bedeutenden Einfluss auf die Literatur jenseits des Ranicki-Kanons einnahmen. Die Verlagsgründung wurde aus einer Notwendigkeit herausgezogen, unzensurierte Texte zu veröffentlichen, die dem gängigen Literaturbetrieb auf die eine oder andere Weise zu steil waren. Weissner war trotz der geografischen Entfernung nicht zuletzt durch Briefkontakte zu Vertretern der subversiven Zunft immer

ganz nahe am Drücker und schaffte es, US-amerikanische Zeugnisse der Gegenwart bereits im Moment ihrer Aktualität zu importieren und zu veröffentlichen.

Bukowski und Burroughs sind einander nie begegnet

Schon 1966 erhielt Weissner ein Fulbright-Stipendium und konnte so für zwei Jahre nach New York, um die dortige Szene zu erleben und seine Briefkontakte zu echten Bekanntschaften zu machen. Parallel dazu wirkte er nach wie vor als Übersetzer und Herausgeber, wobei er eine enorme Spannweite abdeckte: Versuche, mit Begriffen wie «Beatniks» völlig unterschiedliche Charaktere und Schreibformen über einen Kamm zu scheren, können der Realität nicht standhalten. Außerdem übersetzte Weissner auch Texte von Menschen, die diese Subkultur nicht einmal bei übertriebener Fantasie tangieren, etwa von Andy Warhol, J. G. Ballard und Nelson Algren.

Auch bei Bukowski ist man sich darüber einig, dass er seine eigene

Schiene fuhr und für seine in Buchstaben verwandelte Trinität aus Alkohol, Frauen und Pferdewetten keine «Generation» im Rücken nötig hatte. In Weissners Lieblinge Burroughs und Bukowski braucht man sich gar nicht lange vertiefen, um zu registrieren, dass sie meilenweit voneinander entfernt liegen – literarisch, geografisch, aber auch in anderen Belangen. «Bukowski und Burroughs sind sich nie begegnet und waren auch nicht scharf darauf, denn die Gegensätze waren wirklich enorm. Dass sie gute Freunde von mir waren, hat nicht dazu geführt, dass der eine sich mal nach dem anderen erkundigt hat. Sie blieben strikt auf Distanz, und das war mir grade recht: So blieb mir erspart, bei einem Austausch von Beleidigungen schlichtend eingreifen zu müssen», so Weissner, der gleich hinzufügt: «Um genau zu sein, einmal kamen sie sich bis auf wenige Schritte nahe. Auf dem Campus der University of California in Santa Cruz, bei einer zweitägigen Benefizveranstaltung zugunsten von amerikanischen Trampeln und Hippies, die in mexikanischen Gefängnissen in Untersuchungshaft saßen und kein Geld für Anwälte und Kautions hatten. Die Dichter, darunter Ginsberg, Gary Snyder, Jack Micheline, waren in Gäste-Bungalows der Uni untergebracht. Am Abend des ersten Tages kam Bukowski auf dem Weg zum nächsten Eisdübelautomaten am Bungalow von Burroughs vorbei. Er saß zusammengesunken in einem Schaukelstuhl auf seiner Veranda und war vollkommen zu – ich weiß nicht, von was –, und er hat mich angestarrt, als wäre ich ein Insekt!», erinnert sich Weissner an ein Telefongespräch mit Bukowski, das vor langer, langer Zeit stattgefunden hat.

Bukowskis Begräbnis als Bonustrack

Weissner, der sich nicht nur als Übersetzer und Verleger einen Namen gemacht hat, veröffentlichte

TRICKY DICKY'S SKIZZENBLÄTTER



Weissners langjährige liebevolle Anerkennung und Freundschaft auch zu Lebzeiten sichtbar gemacht: im Buch «Schlechte Verlierer» taucht plötzlich ein gewisser «Carl Vossner» auf ...

«Wie werden eine Menge Unfug treiben» ... im Radiokulturhaus

«Manhattan Muffdiver» erscheint mit einem Begleittext von Fritz Ostermayer und einem Nachwort von Thomas Ballhausen, der sich sehr glücklich schätzt, dieses Buch herauszugeben: «Ich kannte und schätzte die Arbeit von Carl schon lange vor unserem Treffen. Im Rahmen der von mir herausgegebenen Reihe «exquisite corpse» hatte ich dann die Ehre, seine Übersetzung von J. G. Ballards «Atrocitiy Exhibition» (2008) wieder zugänglich zu machen. Als er mit der Idee eines eigenen Romans zum Milena Verlag gekommen ist, war es klar, dass ich den großen Meister endlich

persönlich treffen würde. Und so saßen wir dann im Café Prückel bei Kaffee und Kuchen, ein wunderbarer Nachmittag voll grandioser Gespräche über Literatur, Süßspeisen, Exzesse und Buchprojekte.»

Fritz Ostermayer hat Carl Weissner erst im März dieses Jahres kennen gelernt – und das nicht bei Süßgebäck, sondern scharfen Getränken auf einer ausgiebigen Lokaltour. «Seine Gene neide ich ihm: wie verdammt gut der Herr in seinem Alter ausschaut und auch bei einander ist!», erinnert sich Ostermayer an einen harten Abend und antwortet auf die spekulative Frage, wie eine Welt ohne Weissner wohl aussehen würde: «Wahrscheinlich hätte der Transfer von Ami/Beat/Gegenkultur-Literatur mit einiger Verspätung stattgefunden. Und dann vielleicht auch akademischer und nicht so nah an den Originalen. Trotz Brinkmanns und Ploogs Verdiensten, trotz kurzer «Verbeatisierung» auch der heimischen Autoren,

etwa Jelinek, Handke, Bauer. Es war schon der authentische Gestus von Weissner und das Wissen, dass der Mann seine Freunde aus Übersee übersetzt, was uns anfixte. Studienrätliche Aneignungen dieser damals so tollen Ami-Schreibe hätten uns den Stoff sicher auf lange vermiest.» Ostermayers Fazit: «Ich und der literarische Underground im deutschsprachigen Raum verdanken Carl Weissner mehr, als uns lieb sein dürfte.»

Was am 20. Mai im Radiokulturhaus passieren wird? Der Film «I'm still here. Bukowski zum 70. Geburtstag» wird zum ersten Mal in Österreich gezeigt, und Ballhausen schmunzelt: «Fritz Ostermayer, Carl Weissner und ich werden außerdem das Buch vorstellen, diskutieren. Carl wird lesen und wir werden eine Menge Unfug treiben. Das ist zumindest mein Plan.» – man darf gespannt sein, denn: Dieser Weissner ist ein gefährlicher Typ.

Clemens Marschall

Theater und Psychiatrie: «Verlauf und Länge des Abends im Großen und Ganzen ungewiss» Geklonte Patienten

Im Palais Kabelwerk geht mit «Psychiatrie» ein work in progress vor sich, dessen Ergebnis jeden Tag eine «Open End»-Premiere erzeugen könnte. Hagnot Elischka, Leiter der Theatergruppe «Einmaliges Gastspiel», hat in seiner langjährigen Schauspieltätigkeit die verschiedensten Krankheitsbilder «erlernt» und lässt sich im Krankenhausbetrieb wie ein Werkzeug als simulierter psychisch Kranker zu Übungszwecken einsetzen. Die Erfahrungen aus dieser Lehr- und Lernpraxis werden zur Zeit für einen Abend mit Publikum aufbereitet – mit teilweise unvorhersehbarem Ausgang ...

Seit Anfang der 90er Jahre arbeiten drei Schauspieler am AKH Wien als simulierte Patienten. Sie stellen bestimmte psychische Krankheitsbilder dar, sind sozusagen Klone echter psychisch kranker Patienten. Sie werden Studenten und Jungärzten zu Übungszwecken zur Verfügung gestellt, die so die Exploration (das psychiatrische Erstgespräch) trainieren können.

Bis jetzt haben sie ihr technisches Können im Dienste der Medizin zur Verfügung gestellt und veröffentlichten heute Abend ihre Erfahrung und ihr Können als dokumentarisches Kunstprojekt. Es wird alles offengelegt. Das Material wurde zusammengetragen, nicht verändert. Es wurden lediglich Performance-Spielregeln dafür entwickelt. Die Patienten werden simuliert wie im AKH, sind jedoch ebenfalls nicht für das Theater zugespitzt. Sie wohnen also einer Kommunikation bei, die nicht literarisch gestaltet ist. Zum Team gehören: vier Schauspieler: Eva Linder, Gabriela Hütter, Katrin Kröncke, Hagnot Elischka; ein Regisseur: Jan-Christoph Gockel; ein Regieassistent: Thomas Gyöngy, eine PR-Agentin: Ines Kratzmüller, ein Videokünstler:

Synes Elischka und ein Lichttechniker: Hans Egger.

Die Gesamtsituation und Zustände der Befrager und der simulierten Patienten entscheiden über den Gang der Explorationen. Somit sind Verlauf und Länge des Abends im Großen und Ganzen ungewiss. Die letzte U-Bahn Richtung Michelbeuern fährt um 00:40 Uhr.

(Erkärung an das Publikum am Beginn der Performance).

Ihr stellt eurer Performance diese Erklärung voran. Das Publikum weiß also, dass es nicht ins Kabelwerk «zur Therapie» kommt?

Ja, das Setting ist eine Trainingseinheit für Studenten und Jungärzte für psychisch Kranke. Es wird gezeigt, wie Patienten mit verschiedenen Krankheitsmustern auf Befragungen reagieren könnten. Das Publikum nimmt sozusagen im Kreis sitzend die Position der Studierenden ein und bekommt etwas vorgeführt. Für diese größtmögliche Authentizität haben wir auch maximal 40 Plätze vorgesehen. Die Situation gleicht der einer Ambulanz mit höchstens 30 bis 40 StudentInnen.

Es wird kein Stück gespielt, sondern was wird gezeigt?

Es hat jemand einen weißen Arztmantel an und befragt einen Schauspieler, der durch eine Tür kommt, sich vorstellt, über seine Beschwerden spricht und eines von zehn differenzierbaren Erscheinungsbildern psychischer Störungen aufweist.

Wieso lasst ihr das Publikum nicht in Schweben, sondern erklärt die Situation ganz genau?

In meinem Konzept war es mal so vorgesehen, aber unser Regisseur Jan-Christoph Gockel findet es viel spannender so. Das Modell ist faszinierend, und dass es so etwas im Wiener AKH wirklich gibt, eine Lehr-Ambulanz für Jungpsychiater. Er hat natürlich einen «naiven Blick» im Unterschied zu mir, weil ich das schon seit Jahren in der Praxis kenne. Jan ist weder Arzt

noch Patient und kommt zum ersten Mal mit der echten Psychiatrie in Berührung, hat eine frische Distanz zu allen Positionen. Außerdem bleibt trotzdem fast alles in der Schweben, weil der oder die gerade den Arztkittel anhat, weiß nicht, welches Krankheitsbild hereinkommt, ob eine Angstpatientin mit Panik-Attacken oder ein Patient mit somatoformer Störung – das sind Menschen, die jedes Gefühl mit irgendeiner Art von Schmerz verbinden – oder in welcher Phase ein Manisch-Depressiver gerade ist. Der Verlauf hängt schließlich auch noch von unserer echten Tagesverfassung ab.

Als Schauspieler bekommt man nicht selten ein gewisses Maß an Ver-Rücktheit zugesprochen. Umgekehrt wird Theaterspielen auch in Therapien angewendet. Im AKH spielen professionelle Schauspieler angehenden Jungpsychiatern etwas vor, damit sie besser mit psychisch Kranken umgehen lernen. Macht es einen großen Unterschied, das nun vor Leuten umzusetzen, die eine Eintrittskarte gekauft haben und sich vielleicht nicht gerade ein klassisches Theaterstück oder «Einer flog über das Kuckucksnest», aber



Hagnot Elischka leitet das Ensemble «Einmaliges Gastspiel»

vielleicht doch etwas in der Richtung erwarten?

Gar keinen; ob ich vor Studierenden spiele oder vor anderen Menschen, ist für meine Arbeit mehr oder weniger egal. Spannend wird es, wenn vielleicht wirklich Kranke kommen. Die könnten das Setting sprengen.

Hast du so etwas schon erlebt in der Praxis?

Zu Beginn der Proben hatten wir ein Plakat draußen hängen, weil für unsere Aufführungen ein bisschen Werbung machen wollten: «Hier wird geprobt für die Produktion «Psychiatrie». Und zack, nach ein paar Tagen hatten wir einen Maniker dabei. Er hat sehr höflich mit uns geplaudert und hätte nie wieder zu reden aufgehört. Man würde zunächst gar keine Störung bemerken, aber sein etwas schleppendes Sprechen sagte mir, dass er unter Medikamenten stand, und irgendwie haben wir es dann geschafft, ihn wieder hinauszukomplimentieren. Aber während einer Vorstellung, wenn du eigentlich die Zuschauer bedienen sollst, muss man dann sagen: Okay, jetzt gehört die Vorstellung ihm.

Hinter der Notwendigkeit einer solchen Lernsituation für angehende FachärztInnen der Psychiatrie steht ja so etwas wie eine Themaverfehlung beim Studium: Darf man frisch ausgebildete PsychiaterInnen überhaupt auf echte PatientInnen, sprich: «Leidende» loslassen?

Es wurde und wird oft so ungeschickt gefragt, dass das eine Therapie gefährdet. Was wir mit unserer Arbeit vor 15 Jahren begonnen haben, ist eine echte Entlastung für die psychisch Kranken. Ich konnte am Anfang selbst meinen Mund nicht halten und musste immer wieder dazwischenfragen, wieso diese Menschen krank sein sollen. Die Schicksale sind oft sehr aufwühlend. Eine denkgestörte Schizophrenie zum Beispiel, hat pure Lyrik



Fotos: Dagmar Haier

«Was ist das überhaupt, was hier läuft? Ich musste immer wieder dazwischenfragen, wieso diese Menschen krank sein sollen»

geredet, wie Thomas Bernhard. Der Arzt hat bei meinem Einwand nur milde gelächelt. Es dauert seine Zeit, bis man so viel Erfahrung hat, dass man einschätzen kann, wo der oder die Kranke gerade steht. Das kann ich mittlerweile, weil ich so etwas wie ein Klon bin und den Kranken viel besser kenne als ein frisch gelernter Psychiater. Bei der Exploration liegen oft die Nerven blank bei den Kranken. Wenn eine Frage nur ein bisschen zu ungeduldig oder aggressiv gestellt wird, kann das unglaublich viel auslösen.

Gibt es Arbeiten oder Untersuchungen, die aufgrund eurer Performance Fortschritte in der Psychiatrie belegen?

Untersuchungen ja, Arbeiten, theoretische Beschreibungen nein, zumindest nicht im deutschsprachigen Raum. Es gibt nur uns im AKH Wien seit 1995, die Berliner Charité hat nachgezogen vor acht Jahren, und vor zwei Jahren ist Heidelberg

dazugekommen. Wir haben sehr viel recherchiert über die Psychiatrie seit Josef II., über das AKH, über Befragungsmuster und über Theatertheorie. Es geht auch darum: Was ist das überhaupt, was hier läuft? Wir sind Schauspieler und arbeiten hochprofessionell in eine Richtung, wo das Rollenspiel irgendwann nicht mehr bemerkbar sein soll.

Gibt es bereits eine Generation von ÄrztInnen, bei welchen man diese Schulung an ihrer Art der Befragung bemerken kann?

Früher hat ein normaler allgemeiner Arzt sogar Depressive nicht als psychisch Kranke behandelt. Das war eine einzige Prüfung über Psychiatrie während dem Medizinstudium. Das war halt wie Zeichnen im Gymnasium, und heraus kam so was wie: Reiß di zamm und Beruhigungsmittel etc. Durch die neue Studienordnung ist die Psychiatrie wichtiger geworden, weil ja auch

immer mehr Menschen psychisch krank werden.

Wo machst du einen Gesinnungswandel in der psychiatrischen Ausbildung fest?

Einerseits haben die Macher der neuen Studienordnung gesehen, dass die Praxis leidet, wenn die Ausbildung nur theoretisch ist. Andererseits gibt es auch hier eine totale Verschulung. Nicht mehr, dass Jugend forscht und sich Wissen aneignet, ist, was zählt, sondern man wird richtig wie in der Schule unterrichtet. Ich halte diese Verschulung der Universitäten für ein Unglück. Die ganze Selbstbestimmtheit und Kreativität geht damit kaputt. Seit vier Jahren gibt es bei uns diesen IQ-Test für angehende MedizinstudentInnen, der gendernmäßig die Frauen benachteiligt, weil er das männliche Gehirn bevorzugt. Seit seiner Einführung sind die Mädchen beim Medizinstudium weggebrochen. Es gab wirklich große

Aufregung darüber in der Fakultät, wobei sich unsere Politiker wieder einmal herausreden und sagen: Das ist ein Test, der in der Schweiz entwickelt wurde und mit dem dort alle hochzufrieden sind. Ich arbeite aber zufällig oft in der Schweiz und höre dort genau das gleiche, nämlich dass man total unglücklich ist, weil er Mädchen benachteiligt. Irgendwer hat hier wieder einmal gelogen oder einen Realitätsverlust ...

Mit Hagnot Elischka sprach
Dagmar Haier

I N F O

«Psychiatrie»
Bis 8. 5. und 13. bis 15. 5., 20 Uhr
Palais Kabelwerk
Oswaldgasse 35a, 1120 Wien
Regie: Jan-Christoph Gockel
Performance: Eva Linder, Katrin Kröncke, Gabriela Hütter, Hagnot Elischka
Eine Produktion von Hagnot Elischka
Info & Karten: 0 699 10 47 60 42
www.einmaligesgastspiel.at

Die Stimmgewitterlichen beweisen einmal mehr: «We are not the scared people»

Welche Schmankerl sich eröffnen!

Es ist nicht alltäglich, wenn ein Chor wie das Stimmgewitter Augustin mit der 2005 reformierten Linzer Punk-Band Seven Sioux einen Tonträger veröffentlicht. Die Geschichte der «Schmankerl der Schöpfung».

«Wos san den do fia Leid in meim Garten?», dachte sich Alexandra Reidl aus dem idyllischen Ort Ungenach in Oberösterreich am Samstag, dem 29. August 2009, als sich einige, nun, ortsuntypische Menschen aus der benachbarten Pension ergossen. Auftritt Stimmgewitter Augustin, in seiner ganzen vielköpfigen Pracht vorort um später beim Bock-Ma's-Festival auf der nahegelegenen Burgruine Altwartenburg zugunsten von Ute Bock und ihrer Arbeit zu singen. Zuerst das eigene Programm, «Kitsch und Revo», eine Mischung aus Liedern, die das Zwischenmenschliche und das Politische auf eine Art und Weise in Verbindung bringen, wie das nur das Stimmgewitter kann.

Danach würden sich zusätzlich Seven Sioux auf die Bühne gesellen. Statt der Playbacks von KünstlerInnen wie Bernadette La Hengst, Fritz Ostermayer oder Wolfgang Schlögl von den Sofa Surfers würden dann die E-Gitarre von Horst Buttinger, der Bass von Peter Hofstätter und das Schlagzeug von Ortwin Unterweger die Basis für die herzhafte Stimmeinsätze von Ernst Watzinger, Hans Kratky, Heidi Gross, Helmut Dobscha, Klaus Hammer (mittlerweile ausgeschieden), Mario Lang, Martin Österreicher, Oskar Walch und Riki Parzer liefern, Seven-Sioux-Sänger und Augustin-Musikarbeiter Rainer Krispel würde als 10. Stimme Vokal-Blitze schleudern.

Schon tags zuvor hatten all diese Menschen sich im ersten Stock der Kapu eingefunden. Jenes Linzer Kulturzentrum, das seit über 20 Jahren für die 1988 gegründete, in Punk und Hardcore-Kultur verwurzelten Seven Sioux weit mehr als eine geistige Heimat ist. Das Kapu-Studio diente Band und Chor als Proberaum, um das – noch schmale – gemeinsame Repertoire durchzuspielen. Das Rio-Reiser-Cover «Übers Meer», das Sioux-Original «We Are Not The Scared People», dessen Adaption eines Woody-Guthrie-Satzes in dieser Konstellation noch so viel mehr Kraft hat.

Diese zwei Lieder markierten den Beginn der Zusammenarbeit von Augustin-Chor und den Punks mit Kindern und Berufen, die sich durch die freundschaftliche Nähe von Lang und Krispel fast aufdrängte. Zu finden auf einer Vinyl-Picture-Single, die sich im Mai 2008 nach logistischen Querelen zu einer zweiten Live-Präsentation im

Wiener Musiklokal Shelter doch noch eingefunden hat – und heute so gut wie ausverkauft ist. «Ich sprengte alle Ketten» war der logische nächste Schritt. In Linz durch die Interpretation des Giorgio-Moroder/Michael-Holm-Schlagers von Willi Warma, der Lokalbandlegende ohnehin so etwas wie eine Hymne, hatte das Stimmgewitter durch die eigene Version mit «Ja, Panik» das Stück textlich und strukturell schon so verinnerlicht, dass nicht lange geübt werden musste. Neben zwei weiteren Coverversionen, «Love Of The Common People» und programmatisch «Die letzte Schlacht» (Ton Steine Scherben), erlebte das Kapu-Studio die erste gemeinsame Version von «Schmankerl der Schöpfung», von Seven Sioux extra für dieses Projekt geschrieben. Mit deutschem Text, «als Protestsong to end all Protestsongs», wie Texter Krispel sagt. «Wann geht uns eigentlich endlich/das Geimpfte auf/bei all der bösen Scheisse/die auf allen Levels läuft/

die Aufklärung gescheitert/das Geld das will uns dumm/Banker, Krise, Schweinegrippe/ein Leben wie ein Hund.» Im Proberaum war es heiß wie die Hölle, die T-Shirts fielen (ein Anblick!), Linderung brachten einzig die in den Pausen aufgerissenen Fenster und gut gekühlte tschechische Biere aus der Druzba, dem Kapu-Beisl im Erdgeschoss. Doch der Vibe war einmalig, wie ein sonniger Beach-Boys-Song ohne jegliche Brian-Wilson-Paranoia. Ein Vibe, der selbst das leicht mulmige Gefühl von Seven Sioux überlagerte, hatte sich doch Bassist Peter beim 2008er Bock Ma's nach einer durchzechten Nacht mit Janie/Peter Hein, der Vocals für das Sioux-Album «Hungover Kingdom» beisteuerte, noch vor dem Soundcheck ernsthaft am Bein verletzt. Beim Bock Ma's 2009 lief alles glänzend für das Stimmgewitter und Seven Sioux, der gemeinsame Auftritt war ein Highlight, die Live-Premiere von «Schmankerl der Schöpfung» wurde vom Publikum heftig beklatscht. Während das Stimmgewitter im Miet-Bus zurück nach Wien unterwegs war und nachdem sie ihren Schlagzeuger («I steh im Woid, überoi san Bam») dorthin gelotst hatten, ließen 3/4 Seven Sioux das alles und die liebevolle Betreuung des Bock-Ma's-Festival-Teams im Garten von Alexandra Reidl zu friedenen Revue passieren – Alexandra war bis zu ihrem Ausstieg 1991 gemeinsam mit Krispel Sängerin der Band gewesen.

Schmankerl der Schöpfung

8 Monate später gibt es seit Ende April bei den KolporteurInnen von Augustin und Kupermuckn eine CD zu kaufen, «Schmankerl der Schöpfung» von Stimmgewitter Augustin und Seven Sioux. (5 Euro vom Verkaufspreis bleiben bei den KolporteurInnen). Mit 6 Liedern, zu den schon oben genannten kommen noch «Die Leit» und «Schmusen», Letzteres schlägt ein überraschend



Zwei nicht mehr ganz taufrische Bands zeigen den Jungsozialisten, wo der Bartl die revolutionäre Zuversicht holt: «Die letzte Schlacht gewinnen wir!»

sanftes musikalisches Kapitel auf. Bei der gerade über das Wiener D.I.Y.-Fettkakao entstehenden Vinyl-Version sind die Songs aufgeteilt in eine Output- (die eigenen Stücke) und Input-Seite (die Coverversionen).

Am Weg dazu gab es einige logistische «Obstacles» zu überwinden. 12 und mehr Menschen mit Studio- und Foto-Terminen aufgeteilt zwischen Wien und Linz in Einklang zu bringen ist nicht Nichts. Selbst eigentlich unverdächtig technisches Gerät wie ein Navi wollte die wackeren MusikerInnen vom richtigen Weg ins Aufnahmestudio am Linzer Pöstlingberg abbringen – nachzulesen auf der Stimmgewitter-Homepage. Im idyllisch gelegenen Goon Studio wurden die Stimmen zu Instrumentalaufnahmen aus der Kapu aufgenommen. Während das Stimmgewitter dabei in Höchstform agierte, erlitt Krispel einen akuten Anfall von psychosomatischem Stimmverlust. Was aber Phil Sicko, den Mann an den Aufnahme- und Mixreglern nicht weiter irritierte. Ein gutes Mikrophon kann eben tatsächlich Wunder wirken, Emser-Pastillen und Wille Hand in Hand straffen noch die

ladiertesten Stimmbänder. Und was ist schon singen?

Dazu riss dann noch Ursula Krispel, leidgeplagte Mutter gleich zweier musiknarrischer Söhne den ältesten Spross mit ihrer ungleich volltönenderen Stimme raus. Ohne dem Stimmgewitter an den Karren fahren zu wollen – ihre Beiträge zu «Schmankerl der Schöpfung» und «Die Leit» sind das definitive gesangliche Highlight des Mini-Albums ...

Eine Geschichte für sich wäre die Entstehung der prächtigen Fotos zu «Schmankerl der Schöpfung» wert. Anberaumt eines Sonntags im Café Weidinger unter der tätigen Regie von Michaela Riess (www.zoe-fotografie.com) war die ganze Meute für die Fotosession – das Linzer Seven-Sioux-Department war einmal mehr den eben nicht Highway-to-Hell nach Wien geritten – ursprünglich in die Kegelbahn hinabgestiegen. Dank eines unkomplizierten Kellners wurde nach oben übersiedelt und dort standen mit allerlei launigen Umgruppierungen und reichlich Runden Bier und einer Runde Würstel in knapp drei Stunden die Fotos, die nun unter anderem das Cover

zieren. Die Einzelporträts entstanden im Stimmgewitter-Proberaum und Linz. In die Endform gebracht wurden das CD-Booklet und das Vinyl-Artwork von Andi Ehrenberger, der früher nicht nur den Bass bei der Linzer Hardcore-Legende Stand To Fall bediente, sondern dessen optische Visionen den Look von Covers, Plakaten und Flyern einer ganzen Szene prägten und der bis heute wie kein Zweiter einen Weg zwischen intaktem Anspruch und pragmatischen Notwendigkeiten dessen, was er ungern als «Grahik» tituliert, findet.

Während nun also die «Schmankerl der Schöpfung» in CD-Form langsam über die KolporteurInnen von Augustin und Kupermuckn zu den Menschen – und in deren hoffentlich geneigte Ohren – sickern herrscht in zwei Proberäumen, einem im 5. Wiener Hieb und einem im Linzer Hafen beinahe hektische Betriebsamkeit. Nach einer beinahe in Streit ausufernden leidenschaftlichen Diskussion im Backstage/Schlafraum am Dachboden der Kapu, wo das Stimmgewitter sein Quartier beim letzten Studioaufenthalt fand, feilen Stimmgewitter und Seven Sioux am Liveprogramm zur

Präsentation von «Schmankerl der Schöpfung». Anders als bisher wird diesmal nämlich das ganze Konzert gemeinsam bestritten, Seven Sioux adaptieren einige Standards aus dem bisherigen Stimmgewitter-Programm für ihren Sound, die acht Stimmgewitter bauen ihr Englisch weiter aus und saugen sich «I Fought The Law» drauf, den von The Clash popularisierten Bobby-Fuller-Four-Gassenhauer. Dazu werden wohl weltweit erstmals Stücke von Arik Brauer, Billy Bragg, Bob Dylan und Wilfried an einem Abend zu hören sein. Diese Konzerte könnten ein ziemlicher Wahnsinn werden. Oder wie Hans «Kapitän» Kratky vom Stimmgewitter gerne singt: Bumbabumbabumba!

Christian Wolff

I N F O

Stimmgewitter Augustin & Seven Sioux:
«Schmankerl der Schöpfung»
(Über KolporteurInnen von Augustin/Wien und Kupermuckn/Linz)
Live: Mi., 19. 5. Flex, Wien
www.stimmgewitter.org
www.myspace.com/sevensioux

Bock Ma's 2010: 26. – 28. 8. 2010
<http://bockmas.at>

«Is net wurscht, von wos'd hii wirst?»

Diese Geschichte gehört nicht unbedingt zur heiteren Kategorie des Beisl-Alltags. Den BetreiberInnen und Angestellten eines Beisls obliegt nicht nur die Ausschank alkoholischer Getränke. Ihre Aufgaben liegen auch im zwischenmenschlichen Bereich. Die Gabe, zu spüren, wann es gut oder sinnvoll ist, ein Gespräch zu führen, oder wann es besser ist, den Mund zu halten und einfach nur zuzuhören.

Es war so gegen halb zehn Uhr vormittags. Es hatte die ganze Nacht lang geschneit, draußen war es bitterkalt und ein unangenehmer, eisiger Wind fegte durch die Straßen Wiens. Ich war gerade mit Gläserspülen beschäftigt, stand hinter der Theke und überlegte, ob wohl etwas Zeit wäre, schnell einen Kaffee zu trinken, ehe die nächsten Gäste eintreffen würden, als ein Mann, den ich nicht kannte, unser Beisl betrat. Er wirkte etwas erschöpft, fast schon kränklich und hatte einige Mühe, die Eingangstüre zu öffnen und die eine Stufe, die ins Lokal führt, zu überwinden. Endlich hatte er es bis zur Bar geschafft, bestellte sich einen roten G'spritzten mit Leitungswasser, zündete sich eine Zigarette an und forderte mich auf, mir auch eine zu nehmen. Ich bediente mich aus einer silbernen Tabatiere, die er mir entgegenhielt, und besah mir meinen Gast etwas genauer. Er trug einen nicht sehr gepflegten Vollbart, dessen leuchtendes Rot schon deutlich zu ergrauen begann und es mir schwer machte, sein Alter einzuschätzen. Er konnte ebenso gut vierzig als auch fünfundfünfzig Jahre alt sein. Trotz der Daunenjacke und dem Wollschal, den er sich zweimal um den Hals geschlungen hatte, konnte ich gut erkennen, wie ungemein dünn, eigentlich schon dürr dieser Mann war, was durch seine überdurchschnittliche Körpergröße noch mehr hervorgehoben wurde. Es hatte zweiundzwanzig Grad im Lokal, aber trotz Jacke und Schal fröstelte es ihn so sehr, dass er stark zitterte. Es entwickelte sich folgende Unterhaltung:

Gast: «Schmeckn da de Tschick?»

Ich: «Jo, san eh guat.»

Gast: «Oiso, i rauch de John Players gern. De san net so pafimiert. De kaunn ma rauchn, ohne dass da am nächstn Tog in Schäd'l zreißt. I krieg' s imma von aan im Zehntn im Morktbeisl, oba der hot net imma de gleichn, do muaß ma vurbestöön. I bin froh, dass i de Unpafimiertn krieg. Fir de Staungan nimmt a dreiazwanzg Eiro. Des is net so büllig wia bei aundare, oba dafr vardraht a kaane, de wos schmeckn wia oide Fetzn

und bülliga ois in da Trafik san's ollaweu no. Maunch-moi rauch i a Gauloises oda Gitanes, wos a hoit grod hot, waunn a kaane John Players mehr do hot.»

Ich: «Aha! I hob net gwusst, dass de John Players auf amoi unparfümiert waratn, oba dreiazwanzg Euro für a Staungan gfeanzte Tschik san in Urdnung.»

Gast: «Stert di des eh net, dass i mein Wein mit Leitungswossa aufspritzt trink?» Ich: «Du kaunnst dein Wein spritzn, mit wos'd wüüst!»

Gast: «Waßt, i hob Mognkrebs, i vertrog ka Soda mehr. Waunn i wos mit Koihnseire sauf, glaub i jedes-moi, mir zreißt's innan ois ausanaunda!»

Ich: «Daunn suitast oba wahrscheinlich Alkohol a kaan trinkn!»

Gast: «I waß eh! Oba is net wurscht, von wos'd hii wirst? Vielleicht is da Euk schnölla ois da Krebs! Da Euk tuat auf jedn Foi net so weh wia da Krebs! Freßn kaunn i eh scho fost nix mehr, wos bleibt ma do no vüü aundas üba, ois des bissl saufn? Zvüü derf i eh net, weu bei mir bleibt des net drinn, waunn i zvüü Flüssigkeit im Mogn hob.»

Ich: «Na jo daunn ... waunn ma's von dera Warte siecht.»

Ich kenne so viele Geschichten und Gschichterln von meinen Gästen. Manchmal sind sie wahr, manchmal aber auch nicht. Die Erfahrung hat mich gelehrt, Wahrheit von Unwahrheit unterscheiden zu können, und bei meinem momentanen Gesprächspartner hatte ich nicht das Gefühl, dass er mir ein Lügenmärchen aufstichte.

Er blickte hinter die Theke und entdeckte meine Zigaretten, eine Schachtel Camel light russischer Herkunft, versehen mit einem Warnhinweis in kyrillischen Buchstaben, der wahrscheinlich besagte, dass ich nicht mehr sehr lange zu leben habe, wenn ich weiterauche. Erneut begann er das Gespräch:

Gast: «Rauchst du a gschmuggelte Tschick?»

Ich: «Noch wos schauts'n aus? Wos bleibt ma'dn aundas üba? Heitzutog brauchst in kaa Trafik mehr geh, außa du brauchst an Lottoschein! Waßt eh, Frau, Kinder, Wohnung und, und, und ... do bist froh, waunnst da de gfeanstn Spää no leistn kaunnst!»

Gast: «Des Problem hob i net, i bin solo.»

Ich: «Wos? Kaa Frau? Kaane Kinda?»

Gast: «Jetzt nimma! Mei Oide is beule gaungan, wiar i wengan Krebs de Hockn schmeißn hob miaßn, und vo mein Buam host vielleicht vurigs Johr in da Zeitung glesn?»

Ich: «Waß i net ... wos wor mit erm?»

Gast: «Host sicha glesn! Den hot in da Kaiserebersdorferstroßn a Auto gschnupft! A Bsoffana! Und mei



ILLUSTRATION: CARLA MÜLLER

Bua? Tot mit vierzehn Johr. Waunn's erm net ins SMZ Ost gfaht hätt'n, hätt'n's erm no dawischt, vastehst! Waunn's mit erm in de Rudoifsstiftung gfohrn warn, hätt'n's erm no dawischt. So hom's gsogt – auf da Tangente, vur da Obfohrt Haundlskai hobn's in Tatütata scho odraht, do wor a scho tot. Glaub ma's, in da Rudoifsstiftung hätt'n's erm sicha no dawischt! Dreißg Eiro hot ma da Taxla ognumman. Von da Mollardgossn im Sechstn bis am Zentralfriedhof zum Dreia Tirl. Dreißg Eiro – mit Maut! Oba warst du mit da Tramway gfohrn? Zua da Leich von dein Buam? Nau und daunn hob i zwara hoib Stund wortn miaßn, weu des Begräbnis von aan Judn wichtiga wor! I man, i bin kaa Judn-hoßa, des war jetzt a Bledsinn! Mir san de olle wurscht, sogor de Judn! Oba mei Bua streckt mit vierzehn Johr de Potschn, und wegn denan muaß i zwara hoib Stund wortn! Jetzt frog i di, is des normal?»

Ich: «Na jo, host kaan Termin ghobt fir's Begräbnis?»

Gast: «Na o jo. De Zeit aufn Patazettl hot eh gstimmt, oba wos hätt'n i daham tuan suin? De Oide weg! Da Bua tot! Do fliagt da de Deckn aufn Schäd'l! Drumm bin i hoit a bissl frihra gfohrn ... oba richtig find i des trotzdem net, dass i aufn Judn wortn muaß! I man, wia oft stirbt'n scho dei Bua?»

Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte. Einerseits wollte ich ihn auf seine Ungerechtigkeit hinweisen und ihm sagen, dass das Begräbnis, von egal wem, nichts damit zu tun hat, dass er einfach viel zu früh am Friedhof war, aber andererseits lag in seiner Aussage «Wie oft

stirbt'n scho dei Bua?» so viel Verzweiflung, dass ich einfach gar nichts sagen konnte. So verging Minute um Minute, bis mein Gegenüber die Unterhaltung fortzusetzen bereit war.

Gast: «Wo kaufst'n du deine Tschick?»

Ich: «Bei an Bekauenntn von mir, oba i krieg's net imma so reglmäßig.»

Gast: «Waunnst wüüst, kummst amoi auffe in Zehntn, daunn stöo i da mein Tschicktandla vur. Muaßt hoit imma vurbestöön, sunst kriegst kaane Unpafimiertn.»

Ich: «I wer' scho amoi auffekumman. In Zehntn bin i net so oft.»

Gast: «I waß net, sui i no aans trinken oda net?»

Ich: «Trink no aans, oda host as eulig?»

Gast: «Najo, i hob daunn glei a Kundschoft.»

Ich: «Du hacklst no? Bist no net in da Rentn mit dein Krebs?»

Gast: «O jo, oba i moch des privat. I hob zwenig Vasi-charungsjohr beinaund. Mit de poor Netsch von da Pense kennt i net amoi mein Zins brennan!»

Ich: «Und wos mochst du fir a Hockn?»

Gast: «I hackl ois Heimhüüfe.»

Ich: «Wos mochst du?»

Gast: «Jo! I, da krebskraunke Mindestpensionist, der wos si ka Heimhüüfe net leistn kau, hackl schworz ois private Heimhüüfe fir Leit, de wos vom Staat kaa Heimhüüfe mehr kriagn, weu's eh boid a Bangl reißen! Brauchst nur in ins Bezirksblattl einischaun, do findst Leit gnuu, de aane suachn. Jetzt geh i glei zu aana, de woß mit an Rückenmorkkrebs haamgschickt hom zum Sterbn. De Oide is sechsasiebzg und de Kinder scheißn si an Dreck um sie! De aane Tochta is in da Steiamork und de aundare riaht si nur, waunn de Oide ihr Rentn kriagt, damit sa si a Gööd ausleihn kau, des eh nimma zruckgebn braucht, weu de Oide eh boid obanglt. Weu's fost nimma greun kau, geh i ihr zwaa moi in da Wochn eikaufn und hui ihr de Puiva aus da Apothekn, de wos eh nimma fressn wüü und sie gibt ma ob und zua wos zum Essn mit, wos i eh nimma fressn kau! Wüüst no a John Players?»

Er bezahlte, packte seine Sachen zusammen und verabschiedete sich:

Gast: «Na guat. Servas! I wünsch da wos! Hot mi gfreit, dass ma a bissl gred hom. Bin i da eh net am Orsch gaungan? Jetzt muaß i oba auszahn, sunst sperrt ma de Apothekn zua! Und waunnst ins Morktbeisl kummst, stöo i da mein Tschicktandla vur!»

Ich: «Passt! I wünsch da a wos! Loß di wieda amoi auschaun! Servas!»

Ebenso mühselig, wie er es betreten hatte, verließ mein seltsamer Gast das Lokal auch wieder. Ich sah ihm noch so lange nach, wie es der Sichtwinkel unseres Auslagenfensters zuließ. Nachdenklich. In welcher Welt leben wir eigentlich? In einer Welt, in der einem krebskranken Mindestpensionisten nichts anderes übrig bleibt, als in Schwarzarbeit als Heimhilfe für eine Krebskranke zu arbeiten, weil er sonst nicht in der Lage ist, seine Miete zu bezahlen? Oh du mein Österreich!

Neue Gäste betraten unser Beisl und wollten bedient werden. Neben dem Zapfhahn lag meine geschmuggelte Schachtel Camel light mit russischem Warnhinweis. Irgendwann müsste ich einmal in den zehnten Bezirk fahren, um mir im Marktbeisl den «Tschicktandla» vorstellen zu lassen. «Is net wurscht, von wos'd hii wirst?», sagte ich leise vor mich hin und zündete mir noch eine von dem Gast geschenkte unparfümierte John Players an.

Harald Pesata

Die Verrückung des Denkens in Grenznähe

An einem Novembertag 2008 kommt eine verrückte A1-Rechnung in ein Haus im Burgenland. Statt wie vereinbart 22 fordert A1 mehr als 500 Euro. Die unmittelbare telefonische Intervention führt zu einer Vermutung über die Ursache der Differenz: In Grenznähe können Verbindungen über ausländische Netze laufen. Doch anders als bei einem Handy kann die Einwahl in das ausländische Netz am Computer nicht erkannt werden.

Der A1-Kunde ist verärgert.
Der Bürger ist besorgt.
Der besorgte Volksbildner kommt ins Grübeln.

Kunde, Bürger und Volksbildner begrüßen daher die Empfehlung der A1-Telefonistin, die Leitung stillzulegen, bis das Problem behoben sei. Der Kunde legt wie formal vorgesehen Einspruch gegen die Rechnung ein.

Doch das Problem wird nie behoben. Vielmehr kommt es ganz anders: A1 teilt mit, es sei kein Fehler festgestellt worden. In Grenznähe könne es so sein.

Der Kunde ist erschüttert.
Der Bürger besteht darauf, in einer vernünftigen Republik zu leben.
Der Volksbildner kann nicht raten, zu kuschen und zu zahlen.

Gemeinsam schreiben sie einen Brief und fragen nach, ob die Mitteilung von A1

tatsächlich so zu verstehen sei, dass er, der Kunde, doch akzeptieren möge, dass es in Grenznähe eben vorkommen kann, dass eine Monatsabrechnung statt wie vereinbart 22 eben mal über 500 Euro ausmacht? Einfach so. Und sie erlauben sich darauf zu verweisen, dass A1 dann offenbar gar nicht in der Lage ist, die vereinbarte Leistung zum vereinbarten Preis zu erbringen – und dass daher immer ein erhebliches Risiko für den Kunden bestanden hat, auf das er nie hingewiesen worden ist.

Sicherheitshalber kündigt der Kunde. Beherzt fasst der Bürger den Beschluss, nicht zu zahlen.
Der Volksbildner stimmt zu, in der Hoffnung, damit die Aufklärung zu beschleunigen.

14 Monate später stehen alle drei vor Gericht.

Niemand bei A1 schert sich um ihre Fragen. Stattdessen produzieren mehrere Maschinen Rechnungen, Mahnungen, Drohungen und freundliche Schreiben, die darauf verweisen, dass die Leitung wieder frei geschaltet worden ist, und ebenso freundliche Schreiben, die anbieten, die Leitung wieder frei zu schalten. Obwohl man bei A1 offenbar nicht weiß, ob nun die Leitung frei ist oder nicht, werden in steter Folge Leistungen in Rechnung gestellt.

Welche Leistungen kann man verrechnen, fragt sich der Kunde, wenn die Leitung

einvernehmlich still gelegt worden ist?

Welche Relevanz, so fragt sich der Bürger, hat eine Kündigung?

Es kann doch nicht um Zermürbung oder gar Einschüchterung gehen, will sich der Volksbildner selber überzeugen.

Sorge bereitet den dreien der Hinweis auf die AGB, die Allgemeinen Geschäftsbedingungen, die der Kunde, so wie es bei Geschäftsabschlüssen üblich ist, mit seiner Unterschrift zur Kenntnis genommen hat, freilich ohne damals den Bürger oder gar den Volksbildner gefragt zu haben. Damit hat er, der Kunde, sich verpflichtet, jede einzelne Rechnung entweder zu zahlen oder jedes Mal Einspruch zu erheben.

Der Kunde sitzt in der Falle. Er hat die Bestimmungen des AGB nie auswendig gelernt, um jederzeit präzise danach zu handeln.

Der Bürger fühlt sich mitgefangen, auch er hat, freilich ganz im Vertrauen auf die Vernunft, die Bestimmungen des AGB nie auswendig gelernt, um jederzeit präzise danach zu handeln.

Der Volksbildner versucht, sich und seine Freunde aus der Falle zu ziehen, indem er keinen Geringeren als Immanuel Kant aufbietet: Ein Mensch sei ein Wesen mit eigenem Verstand und dem Mut, sich dessen zu bedienen. Eben keine Maschine. Und unter dem taktlosen Traktieren von Maschinen tue er gut daran, nicht selber eine Maschine zu werden, die, wie A1, blind funktioniert, doch nichts kapiert.

Der Richter meint, dass A1 die Roaming-Gebühren wohl auch an sein ungarisches Partnerunternehmen hat zahlen müssen. Der Kunde ist schon dabei, das einzusehen, da trifft der fragende Blick des Bürgers den des Volksbildners. Sie verstehen einander ohne Worte: was wenn die Menschen auf der anderen Seite der Grenze auch so verrückte Rechnungen bekommen? Und von ihren A's auch wie Untertanen traktiert werden? Und sich die A's von hüben und drüben die Gelder zuschieben?

Der Volksbildner richtet seinen Blick in den Himmel Pannoniens, in dem sich völlig unsichtbar Dinge abspielen, die den Menschen am Boden zur Hölle werden.

Wie im Himmel so auf Erden, überlegt der Bürger die pannonische Verständigung. Und sei es nur, damit der Kunde nicht mehr so unverschämt geschröpft wird.

Hans Göttel

Zwei Rosen

Rot und helles Violett –
Zusammen im Grün ihrer Blätter, aneinander mit feinem Band.
Gewählt mit deinem Auge und bestimmt nach ihrer Kraft –
Rot und helles Violett.
Die Rote würdig und stark, fern ihr jede Idee vom Welken,
zu stolz, nur das Auge zu bekommen, wie du, alle Sinne!
Blütenblätter schön gewickelt, straff und füllig, weich wie küssende Lippen umschließen sie ein Herz.
Die andere, wollte sie welken vor der Zeit?
Nein, nur ihre Blüte kennt die Hingabe.
Blätter als wären's kleine zerwühlte Laken, hellviolette mit aufschießenden Äderchen in grünlichem Weiß,
eine Rose, gleichsam ein ungemachtes Bett.
Zusammen erzählen sie von Liebe und Liebe.

Glück

Balladen, aus Momenten entstanden,
zum Leben drin, zum Trinken draus, zum Tanzen,
das ernste Spiel in Lyrik und Wahn,
in verschwiegene Worten und geheimnisvollen Bildern.
Geschichten von vorher, was vielleicht gewesen war, auch jetzt,
was werden könnte, hinter Stirnen, hinter Türen, hinter Grenzen.
Sie müssten sein, nicht von da, von überall sonst, wo der Wind anders ist,
alles anders ist, nur der Blick zum Himmel noch gleich.
Doch, sie könnten von da sein, auf dem gleichen Asphalt gehen,
doch, auch das ginge, anyway, auch das.
Erzähl! Nein, brauchst nicht erzählen, der Tausend machts,
weiß genug, weiß alle Geschichten, hast Saturn und die Heiligkeit
und mit dem Schwindel muss ich selbst zurechtkommen,
mit der Sucht.
So leicht, so nah, lässt tanzen, flattern all das Schwere,
siehst entschwinden, kein Abstand, bist ganz dort, ganz nah
bei dir selbst, die du kaum kennst und stehst neben dir, ganz tief dich selbst.

TONIS BILDERLEBEN



Weiter als je, näher als je, hast Seele und Himmel, im Gleichen versunken,
was du siehst, was du fühlst, weites Indigo, geschlossen, so allein nur dann, nur in dieser Verschmelzung,
bist, siehst dich, ein Mensch im Weltenmeer, delirierend im Glück.

Wenn keine Worte

Schweigsam?
Wenn denn die Worte nicht taugen.
Wenn nichts zu sagen ist, nicht hier, nicht jetzt.
Wenn's genügt zu gehen und weiterzugehen, bloß in Luft und Dunkel.
Warum reden. Wer ich sei.
Das zu merken brauch ich erst deinen Spiegel.
Du wirst ihn mir, hältst ihn schon hin.
Mit Geduld. Drängend. Abwartend.
Ob ich schweigsam sei?
Ich geh im Überfluss deiner warmen Strahlen, was soll ich reden?
Du bist da, und der Klang deiner Stimme, rede du, was auch immer, rede, gurgle, murmle.
Wirst flüstern und wirst schreien, von Träumen, von Trauer, von Delirium, von Alltag,

wirst erzählen, lachen. Wirst trösten müssen.
Ich höre dich, rede du, ich höre.
Aus wie du gehst, schaust, lachst ein mögliches Du, Dich kombinierend,
was kann ich dabei reden, noch über mich!
Was ich für ein Mensch sei? – Wie kann ich wissen!
Über mich? Wäre was ich mache auch wer ich bin?
Halt mir deinen Spiegel hin, erst so werde ich mich erkennen.
Besser mach du das, dir könnt ich glauben.

Lied

Ein kleines Klavierchen
– deine offene Hand ist ihm Podium –
hat sich aus dem großen Wust der Stadt zu mir neben das Bett gesellt.
Spielt von dir und bloß mit dem Glanz seiner Diamanten,
seines Goldes, plustert sich mit geöffnetem Flügel.
Ein Geschenk, von Liebe zu sprechen.

Iris Gerber

BESTELLSCHEIN

für ein AUGUSTIN-Abo (25 Ausgaben)

☐ um 70 Euro ☐ Geschenkabo ab 70 Euro
☐ Förderabo ab 90 Euro

Name: _____

Adresse: _____

PLZ: _____ Ort: _____ Tel.: _____

Name & Adresse: _____



Die Rechnung geht an:

(Nur bei Geschenkabo ausfüllen)

Expertisen zweier SW-Augustin-Fußballer zum Film KICK OFF

Die Augustin-Redaktion bat zwei Experten in Sachen Obdachlosen-Fußball um Kommentare zum Film KICK OFF (ab 7. Mai in den Kinos), der die Teilnahme der Österreichischen Homeless Soccer Nationalmannschaft bei der WM 2008 in Australien dokumentiert. Auf der diesjährigen Diagonale heimste der Film von Hüseyin Tabak den Publikumspreis und den Preis der Jugendjury ein. An dieser Stelle die Meinungen zum Film der alten Hasen Hömal (Routinier beim SW Augustin) und Gottfried (Ex-Keeper der Augustin-Werkself).

Gibt es ein besseres Symbol für die vielen anstrengenden Schritte unserer acht Auserwählten hin zum Homeless World Cup 08 in Melbourne als dieses australische Wappentier? Mit fremder Hilfe und unter der hervorragenden Regie des Exprofis Gilbert Prilasnik gelang es diesen Burschen, einen großen Sprung aus dem Sumpf von Obdachlosigkeit und Drogensucht zu schaffen, auf dem festen Boden eines zukünftigen Lebens in Richtung Mitte der Gesellschaft landend: Und das entzückende Baby im Beutel der Mama, geborgen und neugierig in die Welt blickend, steht für haltbare Beziehungen, welche sie in den Stürmen des Lebens nimmer in Abgründe der Verlorenheit hinwegfegen können, den Geschmack von Chancen und Möglichkeiten stets auf ihren Lippen spürend.

Dieses für sie bedeutsame Ereignis ist in einem Film mit der normalen Kinolänge anderthalb Stunden demnächst im Lichtspieltheater zu sehen. Bezeichnenderweise wurde KICK OFF von einem türkischen Regisseur mit dem Nachnamen Tabak gedreht. Der brennende Tschick in den Händen des Sandlerkickers – natürlich jenseits des Spieles – ist ja sozusagen sein Markenzeichen, und er bezahlt dann besonders auf dem Streetsoccer-Platz, wo es rasant zur Sache geht, mit einer Menge fehlender Puste. Da es unter diesem, unserem Nationalteam zwei Jungs türkischer Herkunft gab, wurde begreiflicherweise deren Hintergrund ausreichend beleuchtet. Für mich etwas zu viel, aber vielleicht wollten die Übrigen nicht ihre Geschichte vor der Kamera outen. Einzig ein waschechter austriakischer Aborigine namens Kovacs mit einer typischen Alkoholkarriere hinter sich, der zuletzt in einem abgestellten Waggon übernachtete, ließ sich bereitwillig mit seiner Tochter filmen, der zuliebe er die Ärmel hochgekrempelt und in die Hände gespuht hatte. Doch war es für mich sehr aufschlussreich, einmal die Problematik von Moslemkindern der zweiten Generation kennen zu lernen, die zwischen strenger Elterntradition und unserem, auch zu hinterfragenden, Streben nach individueller Selbstbestimmung hin und her gerissen waren. Sie fühlten sich in beiden Gesellschaften nicht zuhause, suchten Freiheit in Bandenbildung und Drogenkonsum mit dem Endergebnis Gefängnis und Vorstrafen. Da wurde ihnen Hilfe angeboten, und weil sie in den Betonkäfigen zu technisch ausgefeilten Ballesterern herangereift waren, ergriffen sie auch die Chance, dort fortzusetzen. Ebenso verbesserte sich die Beziehung zu Eltern und Religion, weil die ihren zuerst verstoßenen Söhnen den Willen zum Neuanfang glaubten. Da grub sich mir der Aus-

Kängurus, die Rotweißbroten



Beinahe hätten nicht alle zum Höhenflug ansetzen können – zwei Visa ließen lange auf sich warten

Foto: FilmLaden

spruch sehr tief ins Gedächtnis, der Himmel liege unter den Füßen der Eltern. Wie alle Zitate kann er nicht wortwörtlich genommen werden, aber eine gesunde Familienbande bewahrt vor der Flucht in eine kriminelle.

Endlich kam auch der Fußball zu seinem Recht, worauf ich Spätberufener und gewiss kein Aspirant auf WM Ehren schon lange gelauert hatte! Mann, die Burschen wurden in den Trainingslagern ganz schön hergenommen, einmal mussten sie sogar im Tiefschnee Ballbeherrschung beweisen. Da sie aber sehr kreativ gestaltet waren und ausreichend für Teamgespräche gesorgt war, wurde dieser Schmerz gewiss enorm gemildert.

Endlich war der Tag des Abflugs gekommen, das Visumproblem der zwei Türken gelöst und der Riesensprung per Flugzeug auf die andere Seite des Globus gewagt, eine Direktverbindung durch den Erdkern dürfte Sciencefiction bleiben.

Gleich in der Vorrunde hatten wohl die höheren Mächte dafür gesorgt, dass Austria gegen den Gastgeber Australia antrat, um künftigen Verwechslungen vorzubeugen! Es wurde der erste, schöne Sieg von noch folgenden, dann aber kam der Absturz, zuerst gegen Portugal und dann den späteren Weltmeister Afghanistan. Typisch für die Mentalität österreichischer Kicker, wie man von internationalen Bewerben unserer Profis weiß? Wie auch immer, es reichte dann doch noch für einen Platz im obersten Viertel, «wir» wurden 15. von 56 Nationen, eine recht beachtliche Leistung für unser kleines Land!

Wer sich den Film im Kino ansieht, möge die Erkenntnis mit nach Hause nehmen, dass Fußball vor Publikum sehr wohl die Aktiven motiviert, die Chance auf einen Neubeginn zu wagen, was ich unseren Austrokängurus von Herzen wünsche. Ebenso trägt der Film dazu bei, Vorurteile gegen gestrandete Türkenjungs abzubauen und sie als wertvolle Staatsbürger zu akzeptieren. Die so genannten Normalos können am gezeigten Beispiel begreifen lernen, dass der Mensch in der Gemeinsamkeit erst stark wird, um hohe Ziele zu erreichen.

Hömal

Am liebsten würde ich zur australischen Botschaft laufen

Ich habe zwar keine Ahnung, wie man eine Filmkritik schreibt, aber weil ich nach der Betrachtung des Dokumentarfilms KICK OFF äußerst beeindruckt bin, habe ich mir gedacht, dass ich vielleicht doch etliche Worte darüber verlieren sollte. Wäre ich Rudolf John, dann fiel mir der Anfang wahrscheinlich leichter, und weil ich eben nicht dieser bekannte Filmkritiker bin, beginne ich ganz einfach beim Schluss. Von 56 teilnehmenden Nationen wurde Österreich 15., und zwar beim «Homeless World Cup» in Melbourne/Australien 2008. Es ging dabei also um Fußball, wie er zum Glück wieder vermehrt in den Käfigen beispielsweise entlang des Gürtels gespielt wird. Aber natürlich ging es nicht nur um das. Das wäre zu einfach. Regisseur Hüseyin Tabak, selbst ein Streetsoccer-Meister, hat einen wirklich feinfühligem Dokumentarfilm auf die Beine gestellt, der einem fast den Boden unter eben diesen Beinen wegzieht.

200 Bewerber gab es, die Österreich in Australien vertreten wollten. Acht wurden auserwählt. Davon unterliegen nun drei einer intensiven Beobachtung. Orhan, Serkan und Hansi. Bei allen geht es um eine sehr ähnliche Thematik. Drogen, Alkohol, zur falschen Zeit die fal-

schen Freunde – und schon gibt es Vorstrafen und/oder Obdachlosigkeit. Der eine wäre viermal fast einer Alkoholvergiftung erlegen, der andere setzte sich beinahe einen «goldenen Schuss». Mit dem Selbstwertgefühl sieht es in solchen Situationen natürlich auch nicht gut aus. Was kann da dem Leben wieder einen Sinn geben? Manche Leute verweisen in so einer Causa immer wieder gerne auf den Glauben. Da kam natürlich der ehemalige Profi Gilbert Prilasnik gerade recht, und er ging hin und er trainierte zum wiederholten Male die österreichische Homeless-Auswahl und er predigte ihnen von Teamgeist und sie hörten sein Wort und sie fuhren auf Trainingslager und sie waren müde und es war gut.

Ebenfalls gut, dass einiges über die islamische Kultur zu erfahren ist. Das macht diesen Film auch für nicht fußballaffine Menschen sehr interessant. Er ist einfach eine feine Mischung aus sozialen, gesundheitlichen, psychischen, sportlichen und künstlerischen Aspekten. Ehemalige Einzelgänger müssen wieder lernen, sich in eine Mannschaft einzufügen. Einer zweifelt, ob überhaupt genug gemeinsam trainiert wird, ein anderer will nicht an den WM-Titel glauben. Man einigt sich, dass ein 11. Platz schön wäre. Aber immer wieder holt die Vergangenheit die Spieler ein. Eine Scheidung in der Türkei soll ihre Erledigung finden, dazu muss dorthin geflogen werden. Die Kamera ist hautnah dabei und filmt auch Tränen, die ja Männern normalerweise angeblich nicht erlaubt seien.

Bei einem Trainingslager in der Steiermark erfahren Orhan und Serkan, dass es aufgrund ihrer Vorstrafen Probleme mit den Visa gebe. Das ist ein Moment im Film, der mich persönlich sehr getroffen hat. «Wegen der Vorstrafen» hat irgendjemand Bedenken. Moslems sind die beiden auch noch! Da herrscht natürlich große Gefahr! In der Mannschaft findet aufgrund dessen eine Solidarisierung statt, die einfach nur schön ist: Alle Spieler beschließen, nicht antreten zu wollen. Wenn man bedenkt, wie viel Anstrengung schon hinter ihnen liegt, dann ist es besser, man denkt sich in diesem Augenblick lieber nichts. Ein weiteres Trainingslager steht an, und noch immer weiß niemand etwas über die Visa. Ich mag gar nicht mehr ruhig sitzen, und obwohl ich weiß, dass diese Aufnahmen aus dem Jahr 2008 stammen, würde ich am liebsten persönlich zur australischen Botschaft laufen und mich für die Burschen einsetzen.

Irgendwie scheine ich nervös zu sein. Vielleicht liegt es daran, dass ich geraume Zeit das Augustin-Tor hütete. Daher ist mir bekannt, wie viel Zeit, Schweiß, Nerven und Wille notwendig sind, um etwas auf fußballerischem Gebiet zu erreichen. Jetzt haben die so viel Einsatz gezeigt, und dann soll das Ganze für die Jetti-Tant gewesen sein? Plötzlich springt eine Betreuerin ins Bild und schreit den erlösenden Satz: «Die Visa sind da!» Mir kullern einige Tränen über die Wange, und in diesem Moment ist mir völlig egal, welchen Platz die Burschen in Australien belegen werden. Wichtig ist, dass sie gemeinsam dorthin dürfen. Ich kann nur sagen, dass ein Film wie dieser dringend einmal im ORF im Hauptabendprogramm gesendet werden sollte. Aber da kann ich wahrscheinlich lange warten. Zu guter Letzt der gute Rat meinerseits, und zwar in guter alter Farkas-Manier. Wenn der Film in die Kinos kommt, «dann schau Sie sich das an!»

Gottfried

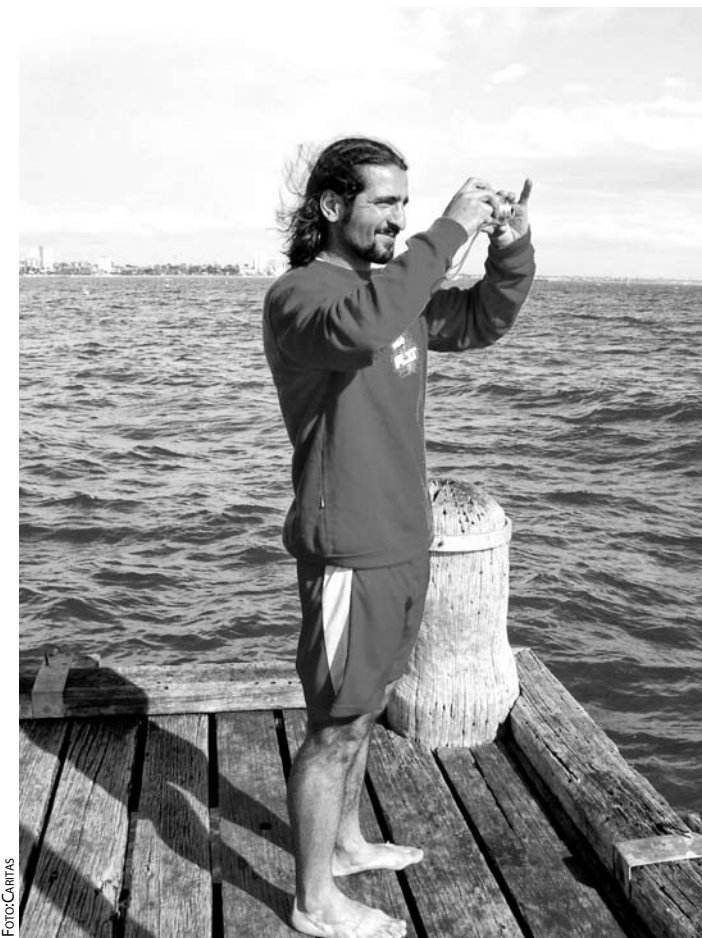


Foto: Curatas

Die wahre Sehnsucht des Obdachlosen-Nationalteamspielers Orhan Yildirim: das Meer

Aus der KULTURPASSage

Waren Adam und Eva tatsächlich Menschen?

Eine Dokumentation im ORF über Charles Darwin hat unser Interesse an der aktuellen Ausstellung im Naturhistorischen Museum (NHM) geweckt. Meine Frau und ich entschieden uns für einen Besuch am Sonntag. Bei strahlendem Sonnenschein spazierten wir von der Neubaugasse über den Spittelberg. Schon von der Ferne war das NHM und vis-à-vis das Kunsthistorische Museum zu sehen. Wien bietet tatsächlich sehr viele architektonische Kostbarkeiten.

Während unseres Spazierganges führten wir eine interessante Diskussion über Evolution und die Lehren der Kirche. Aus der Fernsehdokumentation wussten wir, dass Darwin schon zu Lebzeiten mit seinen Erkenntnissen von der Kirche gefürchtet war und seine Arbeiten als unseriös abgestempelt wurden. Vor allem die derzeitige Situation der Kirche machte unsere Diskussion interessant. Gerade nachdem wir uns einig waren, dass wir an Gott glauben, aber nicht an die Kirche, steckten wir mitten in Darwins Evolutionstheorie. Wieder mussten wir kleine Abstriche machen und konnten uns darauf einigen, die Bibel bildhaft zu interpretieren. Ansonsten stellt sich bereits bei Adam und Eva die Frage: Waren die beiden tatsächlich Menschen? Mit dieser Frage waren wir auch schon an der Kassa des NHM und mittendrin in der Ausstellung DARWIN'S rEVOLUTION. Gleich nach dem

Eingang wurden wir von Charles Darwin, sitzend auf einer Galápagos-Schildkröte, empfangen. Über prunkvolle Stufen erreichten wir den ersten Ausstellungsraum.

Der Engländer Charles Darwin lebte von 1809 bis 1882. Bereits als Kind vom Vater mit dem Naturwissenschaftsvirus infiziert, begab er sich 1832 auf eine 5-jährige Forschungsreise rund um den Globus. Niemand vorher hatte sich so intensiv mit allen Arten von Lebewesen auseinander gesetzt. Aristoteles hatte zwar sehr viel über die Abstammung des Menschen geforscht, aber Charles Darwin widmete sein ganzes Leben dieser Forschung.

In der Ausstellung im KHM sind alle Schauobjekte bestens dokumentiert. Sie lassen die BesucherInnen die ganze Begeisterung, aber auch alle Entbehrungen von Darwin hautnah miterleben. Bei all seinem Forschergeist war seine Familie ein weiterer Lebensmittelpunkt. Seine Frau begleitete ihn auf den meisten seiner Reisen und schenkte ihm sechs Kinder.

Immer noch an seiner Seite forschend waren wir schon wieder an der Treppe Richtung Ausgang angekommen. Darwins Reisen «mitzuerleben» ist ein wahrlich genussvoller Zeitvertreib. So kann man leicht auf Natur im Sonnenschein verzichten.

Rudi Lehner

JOST war im Theater

Be cool singt Joni Mitchell

Joni Mitchell höre ich seit meinem Übergang von Kindheit zum Erwachsenwerden, also quasi mein Leben begleitend. Genauso wie Peter Herbert es beschrieben hat: Fast jeder/jede Jazzler/Jazzlerin kam und kommt an Joni Mitchell nicht vorbei. Die Kunst, ihre Stimme zwischen Brusttönen und zarten Kopftönen hin und her gleiten zu lassen, sanft und leicht, hat mich seit jeher begeistert. Ihre Texte erschienen oft kryptisch, mir damals unverständlich, heute jedoch verstehe ich sie als Wanderung durch Vision und Seele. Vor allem «Blue» (1971), ein Meisterwerk, und «Hejira» (1976) legte ich ständig auf den hauseigenen pubertären Plattenteller. «Song for Sharon» habe ich heute noch in den Ohren, ohne es aufliegen zu müssen. Die immer wiederkehrenden Rhythmen und Schleifen ließen mich träumen und meine tranceartigen Reisen verfolgen. Heute schätze ich mehr ihr Album «Mingus» (1979), eine Zusammenarbeit mit dem legendären Bassisten Charles Mingus, der tatsächlich einzigartig war und dessen letztes Projekt es sein sollte. Mingus zieht Geschichten aus seinem Bass heraus! Das Album «Both Sides Now» (2000) zog ich mir zwei Sommer lang im Waldviertel rein, während meiner Autofahrten dort

hin und dort weg. Das Cover ist gut. Der Inhalt kitschig. Vor allem arrangiert. Orchestral, groß und pompös. So sah ich Joni Mitchell nie.

Ihre Arbeiten kommen minimalistisch besser. Ihre Aussagen zum Thema Vermarktung, Plattenindustrie waren jedoch treffend und vernichtend. Sie hatte schlicht die Nase voll, von Ausbeutung, Einmischung und purem Kommerz. Peter Herbert (Bass) hat Joni Mitchells Musik einen ziemlich guten Dienst erwiesen mit Streichquartett (dem großartigen Koehne Quartett, bestehend aus vier Frauen: Melissa Coleman, Anne Harvey-Nagl, Elaine Koene, Joanna Lewis) plus Electronics und einer Stimme von «ena», die Joni Mitchell bescheiden und großartig auf ihr Profil überträgt. Leider war Wolfgang Mitterer wenig präsent. Der sehr exklusive Fazoli-Flügel stand fast vergebens dort.

Dennoch, die musikalischen Räume waren offen – man konnte frei fliegen.

Ich kann dem nichts mehr hinzufügen ... be cool!

Jella Jost
sah und hörte am 24. 4. 2010 im Porgy & Bess:
«Wild things run fast»



Sie ist cool: Joni Mitchell auf dem Cover ihres im Jahre 2000 erschienen Albums «Both Sides Now» (Reprise Records/Warner)

Das Neue Wörterbuch des Teufels

von Richard Schuberth



Gangbang

Der kathartische Karneval unter den Sexualpraktiken: Zehn Angestellte, die täglich von einem Chef gefickt werden, ficken einmal pro Jahr gemeinsam eine Putzfrau.

Geburt

Die Mutter aller gewaltsamen Delogierungen.

Gehirnhälften

Die neurologische Rechtfertigung der fürchterlichsten Eigenschaften von Mann und Frau. Die linke (so genannte rationale) Hälfte des Gehirns soll für die monokausalen Schlüsse, die wirklichkeitszertretenden Kategorien und diverse buchhalterische Fähigkeiten zuständig sein, die rechte für hysterische Anfälle, emotionale Abhängigkeit von Arschlöchern und schlechte Gedichte. Das männliche Hirn besteht angeblich zum Großteil aus der linken, das weibliche überwiegend aus der rechten Hälfte. Die Hoffnungslosigkeit der menschlichen Spezies: Auch wenn das Verteilungsverhältnis irgendwann symmetrisch sich gestaltet, auch wenn Mann und Frau die Hälften tauschen, auch wenn man die Hirnschlingen durcheinander knetet – es kommt nichts Gutes raus dabei.

geil

Vorgestern: Bezeichnung des körperlichen Begehrens sowie des Objektes dieser Begierde.

Gestern: Bezeichnung der krampfhaften Einbildung, geil zu sein oder ein Objekt geil zu finden, um im freien Wettbewerb der Vitalität nicht als Loser dazustehen.

Heute: Nach stressbedingter Vernichtung dessen, was der Begriff einmal bedeutet hat, bedeutet er nun alles außer jenem und sogar dessen Gegenteil, wofür der Werbeslogan «Geiz ist geil» bürgt.

Geiz

Zentrale Pathologie des Kleinbürgertums, auf deren gängige psychoanalytische Deutung am schönsten die schwäbische Bezeichnung für den Geizkragen, nämlich Furzklemmer, hinweist. Wie einen Kreisel peitscht diese seelische Deformation den Kleinbürger um sich selbst herum; somit ist er ein sich unablässig um sich selbst drehender Zirkelschluss: Weil er sich von allen übervorteilt fühlt, übervorteilt er alle. Da er sich fremd ist, gönnt er sich nichts, damit ihm aber andere nicht weniger fremd werden als er sich selbst, gönnt er auch ihnen nichts. Solange er also sich und die anderen auf gleiche Distanz halten und sein Inneres zur Lagerhalle aufgesparter Güter und Zuwendungen nutzen kann, ist bei ihm alles in bester Ordnung.

Gluck findet der oder die Geizige nur in der Verbindung mit einem oder einer Gleichgearteten, denn geteilter Geiz ist doppelte Ersparnis. Solche Liaisonen gestalten sich als hochharmonisch, wenn das Ausmaß an Liebe, das man einander vorenthält, symmetrisch bleibt. Dann liegen die Geizkrägen Händchen haltend nebeneinander und entschummern in tiefer Befriedigung über die Tagesbilanz, was man seinem und dem Leben anderer wieder an Geld, Freude, Lust und Anerkennung abgespart hat.

genial

Gerade noch innerhalb des eigenen Verstandeshorizontes, aber schon auf viel versprechende Weise diesen markierend.

Geschlechtsteile

Organe des Körpers, mit denen der Mensch auf Liebe macht.

Gesprächstherapie

Laientherapie, im Laufe welcher einem talentlosen Therapeuten durch viel Einfühlungsvermögen über seine Minderwertigkeitsgefühle und Geldprobleme hinweggeholfen wird.

Gewerkschaften

Organisationen, die sich die Privatwirtschaft hält, um ihren Lohnabhängigen zu demonstrieren, wie machtlos sie sind. Die Funktionäre dieser Gewerkschaften lassen aber darob nicht ihre Köpfe hängen, sondern geben mit unerschrockenem Kampfgeist ein Beispiel, dass es sich auszahlen kann, wenn schon nicht die Interessen der Werktätigen, so zumindest die eigenen durchzusetzen.

Gipfelsieg

Das Erklimmen eines Elefanten durch eine Fliege, die es nicht der Mühe wert war zu erschlagen.

Gleichberechtigung

Absolut notwendige Maßnahme zur Überwindung der Benachteiligung und Diskriminierung von Minderheiten auf dem Weg zu jenem zivilisatorischen Ideal, Schwarze, Schwule, Migranten, Frauen und Behinderte – wie andere Menschen auch – als Individuen gering schätzen zu dürfen.

Glutamat

Geschmacksverstärker, der in beinahe allen Speisen zu finden ist, aber seltsamerweise nur in China-Restaurants allergische Reaktionen auslöst. Da die meisten Allergiker in der Regel rassistische Motive energisch von sich weisen, steht die Wissenschaft noch immer vor einem Rätsel.

Gott

Höchstes Wesen, das die Menschen erfanden, um ihm all den Mist in die Schuhe zu schieben, den sie selbst gebaut haben. Die Verantwortung dieses Wesens zieht sich sogar in prähistorische Zeiten hinein. Denn es scheint die menschliche Vorstellungskraft zu übersteigen, nicht einem bösen göttlichen Plan anzulasten, dass Berge steil, Schlangen giftig, Meere untrinkbar, Hurricanes, Erdbeben und Picknicks in der Wiese ungemütlich und Menschen dumm und niederträchtig sind. Letztere haben völlig unterschiedliche Methoden entwickelt, diese höchste Bösartigkeit zu verehren, die trotz ihrer Unterschiede die faszinierende Einheit des Menschengeschlechts offenbaren: seinen heiligen Hang, den jeweils anderen zu übervorteilen.

Großmutter

Berechnende Hexe, die immer einen duftenden Kuchen im Backrohr hat, wohl wissend, dass ihre Enkeln daheim nur Neurosen und Vorschriften serviert bekommen.

Größe

Durch und durch ärgerliche menschliche Qualität, die man sich so weit auf Distanz hält, bis sie klein genug erscheint. Hilft das nicht, schneide man ihr am besten die Beine ab.

In der nächsten Ausgabe: H

Das Windrad, das Du-Wort und die Präsidentenwahl

Der Dozent traf seinen Freund nahe des Freudenauer Hafens auf dem Dammweg. Groll war gerade dabei, eine Schnur beim Aufgang eines mächtigen Windrads anzubringen. An der Schnur baumelten bunte Fähnchen.

«Sie feiern die Wiederwahl des Bundespräsidenten! Diesen Patriotismus hätte ich Ihnen nicht zugetraut. Guten Tag, geschätzter Groll!» Der Dozent stieg von seiner italienischen Rennmaschine ab, lehnte sie an den Handlauf, der den Sockel des Windrads umgab und hockte sich neben Groll auf die Fersen.

«Ich habe damit gerechnet, Sie hier anzutreffen und grüße Sie, verehrter Herr Dozent», sagte Groll.

«Warum so förmlich? Jetzt kennen wir uns schon viele Jahre, haben so manches Abenteuer und einige Katastrophen gemeinsam durchgestanden, da könnte man doch einmal daran denken, das Du-Wort auszutauschen.»

Man solle da nichts übereilen, erwiderte Groll. Mit dem Du-Wort habe es eine seltsame Bewandnis. Innerhalb gleichartiger sozialer Milieus erleichtere es die Verständigung, werde es jedoch zwischen einem Vertreter der niederen Stände aus Floridsdorf mit einem Spross aus dem Hietzinger Fabrikantenadel ausgetauscht, gebiete die mitteleuropäische Geschichte Vorsicht.

«Sie argumentieren ähnlich übervorsichtig und kryptisch wie der amtierende Präsident.

Sie werden sich auf diese Weise nicht viele Freunde machen», meinte der Dozent missmutig.

«Auf diese Weise erzielte Heinz Fischer einen überragenden Wahlsieg», entgegnete Groll und befestigte das letzte Fähnchen am Handlauf.

Das sei bei den übrigen Kandidaten nicht schwer gewesen, meinte der Dozent und konfrontierte Groll mit dem Wahlergebnis von Frau Rosenkranz in Floridsdorf, das deutlich über dem Bundesdurchschnitt liege.

Das gelte auch für Simmering und Favoriten, erwiderte Groll. Seit dem Auftreten Jörg Haider sei in Arbeiterbezirken der Anteil extremer Kandidaten bei Wahlen traditionellerweise hoch. Den meisten Zuspruch habe Frau Rosenkranz allerdings in den ländlichen Teilen Kärntens – mit Ausnahme des zweisprachigen Unterkärntens – bekommen. Im Gurktal zum Beispiel seien Holocaust-Leugnung und nationalsozialistisches Weltbild mit einem Drittel der Stimmen belohnt worden.

«Ihre Art, das Ergebnis zu beschreiben, zeigt mir, dass Sie an Alternativen arbeiten», sagte der Dozent. «Mir kommt ein fürchterlicher Gedanke!» Der Dozent erhob sich. «Sie träumen von einem Kandidaten der Restlinken!»

Groll senkte den Blick. «Ich gebe mich geschlagen. Sie haben Recht. Ich träume von Hans Orsolics. Ein Anwohner des großen

N° 142



WIENER
AUSFAHRTEN

Stroms, ein Kind Kaisermühlens, ein ruhiger, besonnener Mann, der seine Argumente trefflich abwägt, bevor er sie ins Gefecht schickt.»

«Ich dachte eher, es sei umgekehrt», unterbrach der Dozent.

«Ein ausgewiesener Kenner des Lebens, seiner Höhen und Tiefen, Europameister im Weltergewicht und Weltmeister im Umschiffen existenzieller Klippen, eine sportliche Legende gepaart mit reichem Erfahrungsschatz», fuhr Groll unbeeindruckt fort. «Ruhige Bescheidenheit und eine durch nichts zu erschütternde menschliche Größe kennzeichnen seinen Charakter. Im In- und Ausland genießt Orsolics einen untadeligen Ruf, sein Ruhm drang über die Meere, noch heute existieren Fanclubs in Australien und in Oregon. Mit Hans Orsolics, einem elder statesman von linkem Schrot und Korn an der Spitze, wird sich der Wiederaufstieg der Linken vollziehen.» Grolls Blick war verklärt.

«Sie entwerfen ein Horrorszenario für die österreichische Demokratie!» rief der Dozent. «Fragen Sie Orsolics Schutzengel Sigi Bergmann. Wenn Hans Orsolics seine ganze Persönlichkeit in die Waagschale wirft, bleibt kein Auge trocken.»

«Das ist zu hoffen», sagte Groll. «Unser Kandidat wird dem formalen Amt die nötige inhaltliche Breite verleihen und blutleeren technischen Abläufen eine neue Sinnlichkeit einhauchen. Ich denke, dass er sich als Erstes um die darniederliegende Donauschiffahrt kümmern muss.»

«Dann sind Ihre Fähnchen ...»

«Nicht für Heinz Fischer, sondern für die in jahrelanger Arbeit in der Linzer Schiffswerft restaurierte «Schönbrunn» gedacht», bestätigte Groll. «Seit 1912 pflügt die Serenisima die Donauwellen, nach Jahren des Rostens und Rastens eilt sie wieder nach Panonien, wo sie einst auf der großen Budaer Schiffswerft das Licht der Welt erblickte. Sie müsste demnächst hier durchkommen. Ich werde sie mit Hochrufen in die Kraftwerkschleuse geleiten.»

Kopfschüttelnd stieg der Dozent aufs Rad. Er befestigte die Fußschlaufen, nickte Groll knapp zu und fuhr los. Unter der Ostbahnbrücke zeichnete sich der elegante weiße Leib eines Schaufelraddampfers ab.

Erwin Riess



In der Bevölkerung gibt die Präsidentenwahl zu mancherlei Erörterung Anlass

Wetterlage versus Graffiti

14. 4.

Ein äußerst vertrauenswürdiger Informant spielt mir eine Geschichte von Robert Sommer zu, die im Augustin 273 erscheinen wird. Darin geht Robert sehr intensiv auf meine diversen Eintragungen ins Tagebuch ein. Wie nicht nur ihm auffiel, befasste ich mich immer verstärkt mit der herrschenden Wetterlage. Obwohl wir eine Demokratie sind, kann man die ja nicht abwählen. Interessanterweise findet auch jeden Tag Wetter statt, egal ob Wirtschaftskrise oder nicht. Obdach- und wohnungslose Menschen an sich sind von den Gewalten der Natur stärker betroffen, und so fällt mir eben auch des Öfteren etwas dazu ein. Aber eigentlich wollte ich sagen, dass ich mich erstens geehrt fühle, von Robert so heftig zitiert zu werden, zweitens hat er mich aber auch auf eine gute Idee gebracht. Nämlich Folgendes: Wandmalereien, Sprühungen, Graffiti eben. Ich habe bis dato schon öfter vorgehabt, etwas zu diesem Thema zu erwähnen. Aber wenn ich zum Beispiel bei der Rosauer Lände ein schönes Graffito vorfinde und es am nächsten Tag noch einmal bewundern möchte, dann ist es meist schon mit etwas anderem übersprüht. Was mich manchmal traurig stimmt. Aber ein kleiner Hinweis fällt mir ein. Wir können des Öfteren an den Wänden «ACAB» lesen. Das kommt aus dem Bereich Fußballfans: «All cops are bastards.» Eine Übersetzung wird meiner bescheidenen Meinung nach nicht notwendig sein.

16. 4.

Bitte nicht erschrecken! Ich lese gerade ein Buch. Das geht bei finanziellen oder witterungsbedingten Widrigkeiten am besten in der Straßenbahn. Als Inhaber einer ermäßigten Monatskarte lasse ich mich durch die Stadt kutschieren, bis eventuell Hunger oder Verdauung ihr Recht fordern. Dann kann es bei dem fragwürdigen Zustand meines Magens jedoch durchaus eng werden. Es muss umgehend eine Toilette her! Die wohnen aber gerne in Gasthäusern. Ich muss dann irgendetwas bestellen, sitze dann unendlich lang bei einem Getränk und ernte fragende Blicke. Zum Glück ist mir das inzwischen ziemlich egal.

17. 4.

Unglaublich! Der Trend zum Zweitbuch ist einfach nicht aufzuhalten. Ich kämpfe mit 800 beschriebenen Seiten. Das kann länger dauern. Da habe ich ja nicht einmal Zeit für Langeweile. Zumindest vorübergehend.

18. 4.

Leider läuft mir gelegentlich meine Depression über den Weg. Da wäre es hilfreich, wenn

ich eine kleine Aufgabe hätte. Gartenarbeit fehlt mir besonders. Es ist schön, wenn etwas wächst. Ich liebe aber auch das Heckenschneiden. Nur wo soll ich jetzt einen Garten hernehmen und wohin mit meiner Depression?

20. 4.

Lesen bildet. Darum bitte immer darauf achten, was man liest. Ich befinde mich derzeit lesemäßig im alten Ägypten und kämpfe äußerst heftig mit diesen ganzen Namen. Aber ich will das einfach wissen, und außerdem sollte man nie aufhören, neugierig zu sein.

21. 4.

Manchmal schaue ich 3sat. Das ist ein Sender für das Gehirn. Heute ging es um Armut, die überall auf der Welt nach neuen Opfern sucht. Im Zuge dieser Sendung fiel ein Satz, der mich an unsere Riki (Sozialarbeiterin beim Augustin, Anm.) erinnerte. Sie sagte einmal, dass es das Grundrecht eines jeden Menschen sein müsste, ein Bett zu besitzen. Wie ich in diesem Beitrag erfahren konnte, sind wir davon leider noch sehr weit entfernt.

23. 4.

Am Sonntag wird gewählt. Ein neuer Bundespräsident. Sehr wahrscheinlich der alte. Das Interesse für den Wahlgang scheint nicht wirklich vorhanden, und leider können viele Wahlberechtigte gar nicht verstehen, was so ein Präsident überhaupt tut. Ich sage, dass mir das fast

egal ist, Hauptsache, er treibt sich nicht zu viel auf der Straße herum.

25. 4.

Jetzt wurde also gewählt. Die Wahlbeteiligung inklusive Wahlkarten betrug knapp über 50 Prozent, und irgendwie ist mir das Ganze ziemlich wuascht. H. C. spricht von einer großen Hexenjagd gegen «seine» Kandidatin. Wo kann ich solche Damen erwerben?

26. 4.

«Schmankerl der Schöpfung», so heißt die neue CD unseres Stimmgewitters. Sollten sie jetzt schon an Weihnachten denken, dann fragen Sie doch bitte den/die VerkäuferIn ihres Vertrauens nach «Schmankerl der Schöpfung» zum Preis von nur noch 10 Euro. Ist auf jeden Fall hörensenswert!

27. 4.

Ich sehe mir den Dokumentarfilm KICK OFF im Rahmen einer Pressevorführung an. Es geht dabei um die österreichische Nationalmannschaft, die zum Homeless World Cup 2008 nach Australien reist. Mehr dazu verrate ich auf Seite 35 dieser Ausgabe.

Gottfried



TAGEBUCH
EINES
AUGUSTIN-
VERKÄUFERS

DAS NACKTE LEBEN



Aus Mehmet Emirs Fotoserie für eine Boulevardzeitung der anderen Art

JAMES JOYCE

Ulysses

GEZEICHNET VON MAGDALENA STEINER

